Das Leiden der Leiber – Sport in der Kontrollgesellschaft ▶ Außerdem: ▶ Taleban in Afghanistan ▶ Software aus Bangalore ▶ Regulierte Regionen ▶ Marktplätze in Schwarzafrika ▶ Hybride Perspektiven ▶ Huntington, die UNO und die Abschottung ...

iz3w

▶ blätter des informationszentrums 3. welt

▶ blätter des informationszentrums 3. welt



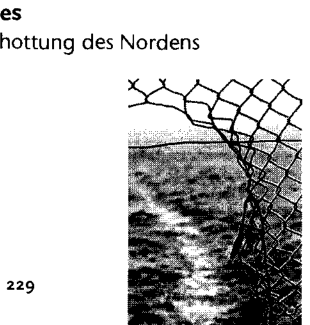


In dieser Ausgabe





Das Foto für's Titelbild der letzten Ausgabe (Rikschafahrer aus Macao) stammte nicht von R. Maro, sondern von J. Holst – sorry!



Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier.

Osterlämmer und Christkindchen

Naturgesetze zeichnen sich dadurch aus, daß sie gegeben, unumstößlich und unveränderbar sind. Gottgegeben würden fromme Menschen sagen. Zwei Naturereignisse, die jenseits menschlichen Tuns und Handelns Geschicke bestimmen – so suggerieren es jedenfalls die Diskurse um sie – sind El Niño und der Neoliberalismus: El Niño, die nach dem Christkind benannte Meeresströmung, die um die Weihnachtszeit das Weltenklima zu verändern beliebt; und der Neoliberalismus, vor dem die Welt niederkniet, um ihm zu huldigen oder ihn zu fürchten wie einen zornigen Gott, der für alle Unbill der Welt verantwortlich zeichnet.

El Niño kommt wie das Christkind alle Jahre wieder. Nicht immer ist jedoch die Erwärmung der Meeresströmung so hoch, daß sie das Klima auf den Kopf stellt, die Trockenzeit länger als üblich dauert und selbst in den feuchten Tropen kein Regen mehr fällt. In den letzten Wintern – im Süden sind es die Sommer – fordert das Christkind aber immer größere Opfer. In Mexiko, Peru, selbst im Amazonasgebiet Brasiliens trocknen die Gewässer aus, beginnen die Wälder zu brennen und verdorren die Ernten. In Wüstengebieten jedoch treten die Flüsse über die Ufer, selbst in Äthiopien, jahrelang Inbegriff von Wassermangel, schwimmen die Ernten in den Fluten davon. Was vor einigen Jahren auf der UN-Umweltkonferenz von Rio noch als Folge der durch Abgase von Industrie und Verkehr initiierten Klimaveränderung gedeutet wurde, hat nun einen sehr viel kürzeren Namen: El Niño. Wie das Christkind ist es auf die Welt gesandt, um uns Probleme zu bereiten, wie diesem fehlt ihm der menschliche Erzeuger. Nicht der Josef war's, sondern der Allmächtige im Himmel. Von dort fällt nunmal der Regen, scheint die Sonne und weht der Wind.

Von hoch oben her – allerdings aus den Chefetagen der Konzerne und Banken – ist auch der Neoliberalismus über die Menschheit gekommen, jene Strategie, die die Märkte für Kapital und Waren von allen menschlichen Eingriffen befreien will. Zwar von Menschenhand initiiert, ließe sich sein Motto gleichwohl oder gerade »Zurück zur Natur« nennen. Denn der Markt – so steht es im Katechismus der Marktapologeten – befinde sich durch das Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage aus sich selbst heraus in einem Zustand des Gleichgewichts wie die Natur, solange der Mensch nicht störend Hand anlege. Dessen Einrichtungen – die Staaten – sollten nur gewährleisten, daß das Marktgeschehen reibungslos ablaufe – der Staat sozusagen als Nationalpark. Dann werde auch ein Zweites erreicht: Prosperität und Wohlstand. Denn der Markt sorge für Effizienz, die letztlich allen zugute komme. So wie die Natur mit ihrem Kreislauf vom Fressen und Gefressenwerden immer wieder die Reproduktion und Weiterentwicklung des Ganzen ermöglicht. Oder wie das Jüngste Gericht, wenn der Allmächtige den Daumen hebt oder senkt.

Die Hölle auf Erden sehen demgegenüber bereits diejenigen voraus, die den Neoliberalismus als den Feind der Menschheit geißeln. Der Anti-Neoliberalismus ist zur Zeit die gemeinsame Plattform aller Bewegungen, Parteien und Netzwerke, die sich irgendwie als links verstehen. Auch in diesem Diskurs wird der Neoliberalismus häufig verabsolutiert – allerdings im Schlechten: Er wird dämonisiert wie früher der Militärisch-Industrielle-Komplex und für alle Mißstände und Siechtümer auf dem Globus verantwortlich gemacht. Freiheit, Gleichheit, Solidarität – alle menschlichen Errungenschaften würden vor der Logik des entfesselten Marktes geschlachtet wie Osterlämmer. Gegen ihn wird, von der EZLN bis zu den GRÜNEN und manchesmal auch im **iz3w**, die Politik beschworen, der Staat müsse das Ungeheuer bändigen, die Katastrophe abwenden. Doch Politik und Ökonomie, Staat und Markt sind nicht einfach einander entgegenzusetzen, sie sind Teile eines Ganzen. Wenn etwa der Egoismus einzelner Kapitalisten die Reproduktion der Arbeit gefährdet, dann greift der Staat mit Reformen ein, um das Fortbestehen der Ordnung zu garantieren. Die Kritik des Neoliberalismus und seiner Folgen ignoriert allzuoft, daß dieser schlicht eine Spielart des Kapitalismus ist.

Während dann die Marktapologeten die Natürlichkeit des Marktgeschehens bejubeln und eine goldene Zukunft prophezeien, starren die Kritiker wie gebannt auf die Schlange des Neoliberalismus. Zwar verfallen sie nicht in gottergebenen Fatalismus – schließlich gilt ihnen der Neoliberalismus noch als menschengemacht –, indem dieser jedoch über die Maßen erhöht wird, essentialisieren seine Feinde ihn.

die redaktion

Die mit dem Hund wedeln

Die Taleban sind die neue Hausmacht im Bürgerkrieg

von **Thomas Ruttig**

»Taleban« heißt Studenten. Und nachdem die gleichnamige Bewegung nicht nur jahrelang den Koran, sondern auch die zu Warlords verkommenen Mudshahedin studiert hatte, kam sie zu dem Schluß, daß das Land eine einigende und neue islamistische Kraft benötige. Wer ist diese inzwischen hegemoniale Bürgerkriegspartei, für welche Inhalte steht sie, und von wem wird sie unterstützt?

▶ Nachdem die Taleban Ende 1994 wie aus dem Nichts in der Arena des afghanischen Bürgerkrieges aufgetaucht waren, reagierten Beobachter im Westen überrascht. Allerorten wurden Erklärungen dafür gesucht, warum die Bewegung so schnell so erfolgreich war und woher sie ihre Stärke bezog. In der europäischen Presse tauchte erstmals im Londoner »Guardian« (5.12.94) ein Bericht über die Taleban auf. Dort hieß es: »Anscheinend sind sie entschlossen, das Land, das sich seit 15 Jahren im Krieg mit sich selbst befindet, zu befrieden. Von einfachen Afghanen sind sie herzlich empfangen worden.« Auch die erste, vorsichtige Einschätzung der Bewegung erwies sich als zutreffend: Sie sei »puritanisch und regressiv«. Als »militärische« Haupttaktik der Taleban wurde erwähnt, daß sie (umgerechnet) 1 Mio. Pfund an Mudschahedin-Kommandeure verteilt und sie dadurch von einer Gegenwehr abgebracht hätten. Knapp zwei Jahre darauf beherrschten sie vier Fünftel des Landes einschließlich der Hauptstadt und drei der vier nächstwichtigen Städte.

Ein Punkt für die »lost generation«

▶ Ausschlaggebend für den Erfolg der Taleban war der moralische Verfall der Mudschahedin, die nach dem Abzug der sowjetischen Truppen 1989 und dem Fall des einst prosowjetischen Regimes 1992 den Krieg nicht beendeten, sondern in die Städte trugen und Greueltaten gegen die Bevölkerung verübten, teils aus purer Willkür und zur Bereicherung, teils als Rache an den »Kommunisten«. Der Krieg hatte eine »lost generation« hervorgebracht: analphabetische Jugendliche, die nur das Waffenhandwerk gelernt hatten und mit der Kalaschnikow am leichtesten ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten. Ihr stand die kriegsmüde, von den Mudschahedin enttäuschte Bevölkerungsmehrheit gegenüber. Zudem setzten die Regionalmächte Pakistan, Iran, Saudi-Arabien, dann auch Usbekistan, dazu Indien und zunehmend wieder Rußland, in Afghanistan ihren Stellvertreterkrieg um die regionale Vormacht bzw. zur Abwehr der »islamischen Gefahr« fort. Seit 1996 mischen auch die USA wieder mit, nachdem Afghanistan als möglicher Transitweg für Mittelasiens Erdöl und -gas entdeckt wurde.

Das Programm der Taleban besteht aus einem Punkt: »Ruhe und Ordnung« durch Entwaffnung aller anderen Gruppen – was ihnen den Zuspruch der meisten Afghanen (auch der Frauen) brachte – und die Errichtung einer »wahrhaft islamischen Ordnung«. Daß der Preis dafür in der fast völligen Verdrängung der Frauen aus der Öffentlichkeit bestand, wurde erst später klar, traf vor allem die städtische Bevölkerung und wurde – vor allem von vielen Männern – auch akzeptiert.

Die Taleban-Führung erklärte immer wieder, sich nicht als »politische« Bewegung zu betrachten und auch kein langfristiges Interesse an der Macht zu besitzen. Tatsächlich bildete sie zunächst keine Regierung und ernannte kein Staatsoberhaupt. Es gibt einen 30- (oder 25-) köpfigen Führungsrat, die Schura, dem ihr geistlicher Führer Mullah Muhammad Omar Akhundzade vorsteht. In Kabul setzte sie als »Ersatzregierung« einen sechsköpfigen »amtierenden Rat« ein, zu dem auch ein Usbeke und ein Tadschike gehören. Ferner kündigten die Taleban an, sich über die Zukunft des Landes mit den Stammesältesten, den Ulema (Geistlichen) und dem »Volk« beraten zu wollen – aber erst müsse der Krieg zuende sein. Alle Fragen nach Programmen werden auf den Tag X+1 verwiesen. Inzwischen hat sich auch das relativiert. Die Taleban beanspruchen (erfolglos) den afghanischen UNO-Sitz und riefen Ende 1997 ein »Islamisches Emirat Afghanistan« aus.

Die Schule der Taleban

▶ Die Basis der Bewegung, ihre Kämpfer, rekrutierten sich anfangs aus den Madrassas, den Koranschulen, die während des Krieges gegen die sowjetische Besatzung in Pakistan (North West Frontier Province, Belutschistan) sowie in Inner-Afghanistan entstanden waren. Während des Krieges wurden sie – so die damalige Premierministerin Benazir Bhutto – von Saudi-Arabien, Großbritannien und den USA finanziert. Viele wurden aber auch von der pakistanischen Islamistenpartei Jamiat-i-Ulema-i-Islam (JUI) getragen, die der sunnitischen Deobandi-Sekte nahesteht, bzw. von mystisch-islamischen Naqschbandi-Netzwerken in Stammesgebieten.

Unter den Taleban an den Madrassas waren zahlreiche Kinder von Kriegsgefallenen und besonders armen Familien, weil die Ausbildung kostenlos war. Die in Frankreich lebende afghanische Soziologin Mariam Abou Zahab beschreibt den dortigen Alltag: »Die Lebensbedingungen der Schüler, von denen die meisten sechs bis zwölf Jahre alt waren, waren extrem hart. Schlecht ernährt, mußten sie direkt auf dem Boden baufälliger Gebäude schlafen; der gesundheitliche Zustand der Kinder war beklagenswert. Der Unterricht, in der Hauptsache mündlich, bestand vollständig aus dem Auswendiglernen des Koran, was im allgemeinen drei bis vier Jahre Studium verlangte. Die Schüler lernten Persisch und Arabisch lesen, ohne jedoch zu schreiben.« Die Madrassas vermittelten also – selbst im Kontext des traditionellen Islam – bestenfalls eine rudimentäre Bildung und vermittelten Leitbilder des streng puritanischen Wahhabismus, der saudi-arabischen Staatsideologie, die in Afghanistan keine Tradition hat und von den meisten Afghanen abgelehnt wurde. Das spiegelt sich auch in Bewertungen eher linker arabischer Islamwissenschaftler wie des Syrers Aziz al-Azmeh wider, der die Taleban nicht in ideologischen Begriffen, sondern schlicht als »radikal primitivistisch« charakterisiert. Gleichzeitig erfolgte eine Mobilisierung für den Dschehad und eine militärische Ausbildung. Es gab so etwas wie »Frontpraktika«, die Lehrer wurden dort zu Militärkommandanten. Das religiöse Meister-Schüler-Verhältnis wurde so gefestigt.

»Die Mehrheit der Taleban gehört zu eher benachteiligten Schichten der paschtunischen Gesellschaft (...) insbesondere aus den armen Landgebieten (...) und [sie] verfügen nicht über das [soziale] Ansehen und die Macht, die mit Landbesitz verbunden ist«, schreibt Abou Zahab. »Die sehr sparsame Lebensweise in den Madrassas, die dauernden Entbehrungen und eine militant-islamische Erziehung, die die Werte des Paschtunwalay (der ungeschriebene paschtunische Sittenkodex, d.A.) und die Scharia vermischt, hat die Taleban radikalisiert und sie dazu mobilisiert, ihre Rache zu nehmen. In diesem Sinne hat sich die Bewegung einer Weiterführung der sozialen Umstrukturierungen verschrieben, denen Afghanistan


»lost generation« im Transitland

während des Kriegs ausgesetzt war. Sie ist eine Reaktion der benachteiligten sozialen Schichten und der Jugend gegen die Khans und die traditionellen Notabeln, eine Reaktion der Peripherie gegen das Zentrum und des ländlichen Raumes gegen die Stadt, die als ein Ort des Verderbens gesehen wird, an dem die traditionellen paschtunischen Werte in Gefahr sind.«

Ferner weist sie auf einen Fakt hin, den die meisten europäischen Beobachter bisher übersahen: die »Tradition der paschtunischen Endzeit-Bewegungen (...), die in Momenten der Krise auftreten, wenn die moralischen und religiösen Werte bedroht sind, wenn die Lösung in einer Rückkehr zur alten Ordnung und in einer Remoralisierung des öffentlichen Lebens zu stecken scheint.« Dabei, und daraus resultiert das für Europäer paradoxe Gesicht der Taleban, würden kulturelle und religiöse Werte von Paschtunwalay und Scharia »nicht als verschieden und konfliktiv empfunden«.

Die Quellen des Aufbruchs

▶ Abou Zahab folgert: »In diesem Sinne sind die Taleban eine profund afghanische Bewegung. (...) Es ist offensichtlich, daß es nicht nur ausländische militärische und finanzielle Unterstützung woher auch immer war, die es den Taleban erlaubte, so schnell vorzudringen.« Der französische Afghanistan-Spezialist Olivier Roy hält die Taleban auch für kein neues Phänomen im Afghanistan-Krieg: »Das Neuartige ist nicht die Existenz der Taleban-Fronten, sondern ihre unerwartete Koordination und das Vorhandensein einer politischen und militärischen Strategie, in Verbindung mit der Verfügung über finanzielle und militärische Mittel.«

Woher sie kamen, ist inzwischen sicher: aus Pakistan – von verschiedenen Fraktionen in Geheimdienst, Armee und Regierung, zudem von einigen islamistischen Parteien – und aus Saudi-Arabien, das in jedem Land Islamisten finanziert, nur im eigenen nicht. Ein wichtiger Kanal sind die mehreren tausend islamischen »Internationalisten«, die kamen, um gegen die Sowjets zu kämpfen. In den USA hegten bestimmte Kreise die Hoffnung, daß die Taleban den Drogen- und Waffenschmuggel und den Terroristen-Export beenden würden, zu dessen Zentrum die Mudschahedin Afghanistan entwickelt hatten. Aber das war nie die »dominierende Betrachtungsweise in der US-Regierung«. Nicht zuletzt der Druck von US-Frauenorganisationen hat Washington zumindest wieder auf Halbdistanz zu den Taleban gehen lassen. Schließlich haben die Taleban »unabhängige« Quellen wie den saudischen Multimilliardär Usama bin Laden, einen der wichtigsten Staatsfeinde der USA wie der Saudis, der in Talebanistan Asyl genießt.

Im Afghanistan-Konflikt, und beim Aufstieg der Taleban im speziellen, verweben sich drei Ebenen: die innerafghanische (Kampf um die Macht in Kabul), die regionale (Vormachtkampf der »regional players«) und die globale. Nach einer gewissen Konsolidierung der »neuen Weltordnung« spitzt sich wieder der Konflikt zwischen der »übriggebliebenen« Supermacht USA und der »verschwundenen« Supermacht Rußland zu, das sich wenigstens Reste einer Einflußsphäre und damit Reste einer globalen Rolle erhalten will. Der Kampf um das Öl ist dabei die Hauptwaffe.

Als Newcomer waren die Taleban anfangs auf Ressourcen aus dem Ausland angewiesen. Das hat sich mittlerweile geändert, wie auch die Bewegung selbst nicht mehr die von 1994/95 ist. Sie hat tausende Ex-Mudschahedin als Überläufer absorbiert und zeigt bereits erste interne Risse. Die Kontrolle über vier Fünftel Afghanistans hat ihnen wichtige Einkommensquellen verschafft: vor allem die Steuereinnahmen aus dem sehr lukrativen »Transithandel« (eher ein Schmuggel in Form von Reexporten Pakistan-Golfstaaten), Export von Holz, angeblich auch von Mädchen, nicht zuletzt der Drogenhandel. Vorschriften lassen sich die Taleban längst nicht mehr machen, und aus dem Westen schon gar nicht. Wie einst bei den Mudschahedin im Krieg gegen die Sowjets, wedelt inzwischen auch hier der Schwanz häufig mit dem Hund, und nicht umgekehrt.

▶ **Thomas Ruttig** ist Diplom-Afghanist und freischaffender Journalist. Er lebt in Oranienburg bei Berlin.

Eine Blume für die Frauen von Kabul

▶ Kabul, am 29. September 1997: EU-Kommissarin Emma Bonino, zuständig auch für humanitäre Angelegenheiten, will sich ein Bild von der Situation der afghanischen Frauen machen. Sie besucht mit ihrer Delegation ein Krankenhaus in der afghanischen Hauptstadt. Die Journalisten in ihrem Schlepptau fotografieren und filmen, wie sie es gewohnt sind, und lassen sich auch von den Hinweisen ihrer Taleban-Begleiter nicht beirren, daß sie ihre Objektive keinesfalls auf Frauen richten sollten. Es kommt, wie es kommen muß und doch niemand der Besucher es erwartet hat: Die ganze Mannschaft samt Emma Bonino wird vorübergehend festgenommen.

Die drei Stunden in der Gewalt der afghanischen Ultraislamisten haben Emma Bonino stark beeindruckt. Kaum nach Brüssel zurückgekehrt, regt die Italienerin an, den diesjährigen Internationalen Frauentag den afghanischen Frauen zu widmen. Am 3. Februar veröffentlichen 50 prominente Frauen aus aller Welt den Aufruf »Eine Blume für die Frauen von Kabul« - darunter fünf EU-Kommissarinnen, die Nobelpreisträgerinnen Nadine Gordimer, Wislawa Szymborska, Jody Williams, Mairead Corrigan und Rigoberta Menchú, desweiteren Hannan Ashrawi und Shulamit Aloni, Danielle Mitterrand und eine afghanische Ärztin, die sich zur Wahrung ihres Inkognitos freiwillig verschleiert der Presse präsentiert. Am 8. März fanden Demos und Seminare statt, Frauen ließen Luftballons steigen. Bis zum Hindukusch sind sie nicht gekommen.



Neue Kleider braucht das Land: Modenschau im Senegal
Foto: R. Maro/version

Marktplätze in Hinterhöfen

Der Konkurrenzkampf zwischen Frankreich und den USA in Afrika

von **Steffen Beitz**

Im Afrika südlich der Sahara vollzieht sich eine grundlegende Neuordnung der internationalen Interessensphären. Die Hauptakteure sind Frankreich und die USA. Während Paris in seiner angestammten Rolle an Boden verliert, erheben die USA spätestens seit Clintons Afrikareise im März den Anspruch, die neue Hegemonialmacht des Kontinents zu sein. Im globalen Ringen um Rohstoffe, Märkte und Standorte tritt der Neokolonialismus in eine neue Blütezeit.

► Bereits seit vier Jahrzehnten prägt Frankreichs starkes politisches, militärisches und wirtschaftliches Engagement in Afrika sein zweifelhaftes internationales Prestige. In vielen ehemaligen afrikanischen Kolonien hat Paris sich fortwährend direkt eingemischt, militärisch interveniert und die politische Entwicklung gesteuert. Zuletzt unterstützte Paris in Ruanda ein Regime, das 1994 für den Machterhalt zum Völkermord griff. Heute steht fest, daß Frankreich selbst Monate nach Beginn der Massaker den Regierungstruppen noch Waffen geliefert und logistische Unterstützung gewährt hat. Französische Soldaten haben die späteren Völkermörder ausgebildet, und, als der Genozid begann, den Drahtziehern zur Flucht verholfen. Der damalige Staatspräsident François Mitterand selbst hatte angeordnet, den Einmarsch der Tutsi-Rebellen zu verhindern. Er befürchtete eine Bedrohung der französischen Position in Afrika durch die USA, die zusammen mit Uganda hinter den von Paul Kagame, dem jetzigen Vizepräsidenten und Verteidigungsminister Ruandas, geführten Rebellen standen.

Um den Einfluß der anglophonen, von den USA protegierten Regionalmacht Uganda zurückzudrängen, arbeitet Frankreich seit 1993 verdeckt auch mit der international weitgehend geächteten Diktatur in Khartum zusammen. Während die Vereinigten Staaten, die am Sturz der sudanesischen Regierung interessiert sind, die in Südsudan gegen Khartum agierende Sudan Peoples' Liberation Army (SPLA) unterstützen, ermöglichte es Frankreich, daß die sudanesischen Streitkräfte 1994 Stellungen der SPLA von Zaire und der Zentralafrikanischen Republik aus angreifen konnten und stellte Khartum dazu Satellitenaufnahmen zur Verfügung. Paris bildete sudanesische Sicherheitskräfte aus und verhinderte den Ausschluß des Sudan aus dem Internationalen Währungsfonds. Zudem unterstützen die sudanesische Regierung und Gruppen im Dunstkreis französischer Sicherheitsdienste drei militante Rebellen- und Terrorgruppen in Uganda, wo sich die wichtigsten Stützpunkte der SPLA befinden. Dafür sicherten sich Total und Airbus lukrative Konzessionen in dem nordostafrikanischen Land.

Die Zusammenarbeit mit Khartum und der ehemaligen ruandischen Regierung verdeutlicht, wie überkommen die französische Interessenpolitik in Afrika ist. Auch im ehemaligen Zaire hielt Paris den Diktator Mobutu noch lange für unersetzlich und verstärkte dessen Armee mit französischen Söldnern und Waffen. In der Zentralafrikanischen Republik griff das französische Militär 1996 und 1997 aktiv in die politischen Machtkämpfe ein, mußte sich aber anschließend erfolglos in den Tschad zurückziehen. Doch selbst dort, in einer der letzten afrikanischen Bastionen, regt sich mittlerweile Kritik. So hat im September des vergangenen Jahres die 'Coordination des forces démocratiques', eine Vereinigung aus 22 politischen Organisationen im Tschad, in einem Brief an Premierminister Lionel Jospin den Abzug der französischen Einheiten gefordert.

Privatisierte Interessenpolitik

► Mitte 1997 hat nun Paris – nicht zum ersten Mal – bekanntgegeben, daß es seine Afrikapolitik einer Reform unterziehen will. Präsident Jacques Chirac erklärte das Prinzip der Nichteinmischung zum Kern dieser neuen Politik. Das Netz der etwa 60 Militärabkommen und Beistandspakte mit frankophonen Staaten soll überprüft und rund 40% der 8.400 französischen Soldaten auf dem Kontinent während der nächsten fünf Jahre abgezogen werden. Die Truppenbestände wurden inzwischen auf 6.000 Mann reduziert.

Eine Bilanz des vergangenen Jahres über die bilaterale »entwicklungspolitische« Zusammenarbeit mit dem frankophonen Afrika verrät jedoch, daß gleichzeitig die angestammte »Hinterhofpolitik« fortgesetzt wird: Nur einen winzigen Bruchteil der staatlichen französischen Entwicklungshilfe erhalten regierungsunabhängige Organisationen. Dafür ist Paris die Aufrechterhaltung der Sicherheitsapparate von Staaten wie Benin, Burkina Faso und Kamerun unverändert viele Millionen Francs wert. Daran ändert auch ein Anfang Februar 1998 von Premierminister Jospin bekanntgegebenes Reformvorhaben nichts: Das französische Entwicklungsministerium soll im Außenministerium aufgehen. Paris spricht von »Modernisierung« und »Europäisierung«, de facto soll sich aber die staatliche Entwicklungshilfe Frankreichs unverändert auf die Ex-Kolonien in Afrika konzentrieren und weiterhin auch militärische Zusammenarbeit beinhalten. Von einem Umdenken in der französischen Afrikapolitik kann nicht die Rede sein. Nach wie vor geht es um die Reservierung von traditionellen Märkten und die Sicherung von Profiten für die französische Privatwirtschaft. Paris hat lediglich insofern aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt, als daß es nun indirekter vorgeht und sich dadurch der Kritik weniger preisgibt.

Ein Beispiel ist der jüngste Bürgerkrieg in der Republik Kongo-Brazzaville. Hinter den von Juni bis Oktober 1997 dauernden Kämpfen um Brazzaville (*s. iz3w Nr. 222*), die tausende Zivilisten das Leben kosteten, ging es in der Auseinandersetzung zwischen dem gewählten und dann gestürzten Präsidenten Pascal Lissouba und seinem Vorgänger und siegreichen Nachfolger General Denis Sassou-Nguesso, auch um die Kontrolle der Erdölquellen im Süden des Landes. Regionale und westliche Regierungen griffen mittelbar in einen Krieg ein, der damit die zentralafrikanische Konfrontation zwischen US-freundlichen Staaten auf der einen und dem bedrängten frankophonen Lager auf der anderen Seite widerspiegelte. Paris verfolgte dabei das Ziel, General Sassou-Nguesso zum Sieg zu verhelfen, denn der amtierende Präsident Lissouba war auch mit Ölkonzernen aus dem angelsächsischem Raum ins Geschäft gekommen. Aber nicht Frankreich selbst, sondern treue Verbündete wie Togo und Tschad lieferten die Waffen für Sassou-Nguesso. Einen Tag nach dessen gewaltsamer Machtübernahme erhielt der französische Energiemulti Elf Aquitaine neue Konzessionen.

Darin zeigt sich auch, wie die offiziell propagierte französische Politik der Nichteinmischung von einer Privatisierung der Einflußnahme begleitet wird: Mit dem 1994 privatisierten Unternehmen Elf Aquitaine haben sich Teile der politischen Klasse Frankreichs in Afrika eine Machtbasis und einen eigenen Geheimdienst geschaffen und üben auf diesem Weg politischen und wirtschaftlichen Einfluß aus. Zur Zeit ist auch ein regelrechter Zweikampf zwischen Elf Aquitaine und amerikanischen Firmen um neu entdeckte Ölvorkommen in Angola im Gange.

Gegen die Verfechter traditioneller Grandeur beginnt sich in Frankreich insgesamt mittlerweile die Auffassung durchzusetzen, daß das starre Festhalten an Statthalterregimen sowie die Subventionierung der afrikanischen Klientel nicht mehr zeitgemäß und zu kostspielig ist. Das bedeutet aber keinen Abschied aus Afrika. Im Gegenteil: Verstärkt sollen jetzt auch in solchen Regionen strategische und wirtschaftliche Interessen wahrgenommen werden, die nicht zum traditionellen Einflußbereich gehören. Paris umgarnt mittlerweile das nicht-frankophone Afrika und hier insbesondere die »neuen Regionalmächte«. Mit Äthiopien hat die französische Regierung gemeinsame Manöver vereinbart, das verfemte Nigeria in den Kreis der frankophonen Staaten aufgenommen und mit Südafrika eine engere Zusammenarbeit vereinbart.

»Wandel durch Handel«

► Im Zeichen der politischen und wirtschaftlichen Globalisierung ist der französische Einflußbereich in Afrika in den letzten Jahren allerdings stark zusammengeschrumpft. So ist auch die von Paris geschützte CFA-Franc-Währungszone de facto längst zusammengebrochen (s. *iz3w Nr. 208*). Frankreich mußte Teile des afrikanischen Feldes den Bretton-Woods-Institutionen und den Vereinigten Staaten überlassen. Nach Mobutus Sturz durch Kabila, der von Washington massive militärische und logistische Unterstützung erhalten hatte, sagte Daniel Simpson, amerikanischer Botschafter in Kinshasa, am 3.12.1997: »Von nun an ist es für Paris nicht mehr länger möglich, Afrika seinen Willen aufzuzwingen.«

Der US-Regierung geht es vor allem um die Schaffung ausreichender politischer Stabilität für die Wahrung der eigenen ökonomischen Interessen mit einem Minimum an direkter Einmischung und zu möglichst geringen Kosten. Vor Demokratie und Einhaltung der Menschenrechte wollen die Vereinigten Staaten (das hat bereits die Afrikatournee von Außenministerin Madeleine Albright im vergangenen Dezember gezeigt) Sicherheiten für die amerikanische Privatwirtschaft. Außerdem lautet die bequeme und eigennützige Devise: Wandel durch Handel. Albright: »Der Teufelskreis der Gewalt wird solange nicht gebrochen, (...) bis Investoren an die Stelle von Aufständischen als Kräfte der sozialen Veränderungen treten.«

Während seiner Afrikareise im März hatte Präsident Clinton seinen Gastgebern allerdings wenig Konkretes zu bieten, obwohl er mit einer circa 1.000köpfigen Begleitung unterwegs war. Er war nicht gekommen, um Hilfsgelder oder einen umfassenden Schuldenerlaß für arme Länder zuzusagen, sondern versuchte lediglich den Eindruck zu hinterlassen, gute Freunde besucht zu haben. Das mußte irritieren, denn Washington hat nie zuvor über eine Afrikapolitik verfügt, die diesen Namen verdient hätte. Im Kalten Krieg war Afrika nicht mehr als ein Schauplatz für Stellvertreterkriege gewesen. Die für den Kontinent zuständige Unterstaatssekretärin Susan Rice lieferte jetzt die Erklärung für den Washingtoner Sinneswandel: In Afrika winke ein Markt von 700 Millionen Konsumenten und bereits jetzt hingen 100.000 amerikanische Arbeitsplätze vom Export nach Afrika ab. Dazu kommt eine Fülle noch nicht geborgener Rohstoffe.

Um die potentiellen Märkte erobern und die Bodenschätze so reibungslos wie möglich heben zu können, hat sich die US-Administration zwei Instrumente einfallen lassen. Das eine ist die unter Zustimmung der OAU begründete 'Africa Crises Response Initiative' (ACRI), eine zehntausend Mann starke afrikanische Eingreiftruppe, die von den Vereinigten Staaten ausgebildet und finanziert wird und in Konfliktfällen »Ordnung schafft«. Die andere Maßnahme stellt das 'Africa Growth and Opportunity-Gesetz' dar, welches private Investionen amerikanischer Firmen in 48 afrikanischen Ländern fördern und Lieferungen Afrikas in die USA erleichtern soll. Für 1.800 afrikanische Produkte sollen die Grenzzölle reduziert werden oder ganz wegfallen. Will ein Land die Vergünstigungen in Anspruch nehmen, muß es jedoch bestimmten marktwirtschaftlichen Kriterien gerecht werden. Diese entsprechen dem üblichen IWF-Programm: Bürokratie abbauen, staatliche Unternehmen privatisieren, Zwang zu Einsparungen im Schul- und Gesundheitswesen, ausländische Unternehmen wie einheimische behandeln und Unternehmenssteuern reduzieren. Washington allein bestimmt, ob die Auflagen erfüllt sind.

Dabei ist die Afrikanisierung des amerikanischen Marktes durch Früchte und Textilien eine lachhafte Vorstellung. Der Anteil Afrikas am US-Handel macht gerade 0,88% aus und besteht vor allem aus Ölimporten. Die Gefahr, daß die amerikanische Exportwalze aber im Gegenzug Arbeitsplätze in Afrika vernichtet, multinationale Konzerne Rohstoffe zu Sonderpreisen erwerben, billige und rechtlose Arbeitskräfte ausbeuten, die Umwelt zerstören und alle ausländischen Investitionen nichts an den drängenden Problemen Afrikas im Ernährungs-, Gesundheits- und Bildungsbereich ändern, ist groß. Schließlich trifft die mächtigste Industrienation auf die schwächsten Volkswirtschaften der Welt.

Der Eifer, mit dem die neuen Machthaber der DR Kongo bereits Anfang 1997, als Kabila noch nicht einmal Herr in Kinshasa war, Großverträge mit nordamerikanischen Unternehmen wie Chevron Oil, American Mineral Fields und Barrick Gold Corporation abschließen ließen, wirft die Frage auf, ob der Rauswurf Frankreichs nicht zu einer ökonomischen Rekolonialisierung geführt hat, in der die USA die Rolle der alten Kolonial-

mächte übernehmen – incl. deren Paternalismus: Ab Mai richtet 'Voice of America' einen neuen Radiodienst namens 'Radio Democracy for Africa' ein, der fast rund um die Uhr in neun Sprachen 19 Länder beschallen soll.

Allerdings gibt es mit Südafrika eine weitere Kraft, die sich als politische Führungsmacht auf dem Kontinent etablieren will und sogar eine »afrikanische Renaissance« (Mandela) einzuleiten gedenkt – möglichst ohne Einmischung des Westens. Auf alle Versuche der Clinton-Regierung, sich in Afrika zu profilieren, hat Präsident Nelson Mandela bislang sehr kühl reagiert und unbeirrt und selbstbewußt eine eigenständige Außenpolitik betrieben. Die südafrikanische Führung steht den ACRI-Truppen kritisch gegenüber, solange sie unter der Führung der USA stehen, und hält auch das umstrittene Handelsgesetz für inakzeptabel. Washington ist auf ein gutes Einvernehmen mit der stärksten Macht des Kontinents angewiesen und wird daher Pretoria stets in das eigene Vorgehen einbinden müssen.

Voice of America soll Afrika beschallen

Öl für uns alle

► Die geopolitische Landkarte Afrikas ist zwar in Bewegung geraten, doch der Großteil der Bevölkerung wird von den Erlösen nicht viel zu sehen bekommen – gleich, ob ihre Regierungen mit den USA, mit Frankreich oder direkt mit Investoren verhandeln. Beispielhaft für die Übereinstimmung von Interessen ausländischer Investoren und afrikanischer Regierungen, die an denjenigen der Bevölkerung vorbeigehen, ist das sogenannte »Doba-Projekt« im südlichen Tschad, wo das größte bislang entdeckte Erdölvorkommen auf dem afrikanischen Kontinent gefördert werden soll. Die Weltbanktochter 'International Development Agency' (IDA) erwägt, die Ölkonzerne Exxon (ESSO), Shell und Elf Aquitaine bei der Finanzierung der Erschließung von 300 Ölquellen im Tschad und dem Bau einer Pipeline an die Küste Kameruns mit einem Kredit von 115 Mil.$ aus dem Armutbekämpfungsprogramm zu unterstützen.

Internationale und tschadische Nichtregierungsorganisationen werfen der Weltbank vor, daß diese immense Mittel aus der Entwicklungshilfe zur Verfügung stellt, um eine privatwirtschaftliche Investition zu fördern. Sie warnen vor schweren Umweltschäden in der fruchtbarsten und landwirtschaftlich ergiebigsten Region des Tschad und den sozialen Folgen der Umsiedlung tausender Familien. Pascal Yoadimnadji, Minister für Bergbau, Energie und Öl erklärte in Anspielung auf die Machenschaften der nigerianischen Regierung und des Shell-Konzerns im Südosten Nigerias im August 1997 zwar: »Es wird kein Ogoniland im Tschad geben.« Wenige Wochen später begann die tschadische Regierung aber bereits mit der Ausschaltung der Rebellenbewegung Forces Armées pour la République Féderale (FARF), die im Süden des Landes für eine Sezession kämpft, um den Boden für das umstrittene Erdölprojekt bereiten zu können. Anfang März wurden dort bei Massakern über 100 Menschen, vor allem Zivilisten, getötet. Kritiker des Ölprojekts erhalten seit Monaten telefonische Morddrohungen und befinden sich auf der Flucht vor den Sicherheitskräften.

Ende März untersagte die tschadische Regierung bis auf weiteres alle Aktivitäten von Menschenrechtsorganisationen – in einem Land, in dem schwerwiegende Menschenrechtsverletzungen seit mehr als 15 Jahren an der Tagesordnung sind. Für die militärische Ausrüstung des Landes haben vor allem die USA und Frankreich gesorgt. Die Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Mächten enden jedoch beim Interesse an stabilen politischen Verhältnissen: Elf Aquitaine hat im Auftrag des französischen Außenministeriums bereits dafür gesorgt, daß die Pipeline nicht zu dem bereits existierenden kamerunischen Ölhafen Limbe geführt wird, da dieser im anglophonen Gebiet Kameruns liegt.

► **Steffen Beitz** ist Afrikanist und freier Journalist in Köln.

Die USA in Afrika

► Bis vor kurzem waren es gerade drei Länder Schwarzafrikas, die jemals einen US-Präsidenten empfangen durften. Heute sind Besucher aus den USA zur Normalität geworden. Zudem werden dort ganz neue Töne angeschlagen: Sandy Berger etwa, nationaler Sicherheitsberater des Präsidenten, meint, daß »die USA eine führende Rolle bei der Hilfe zum Schreiben des nächsten Kapitels (afrikanischer Geschichte) einnehmen müssen«. Unterstaatssekretärin Susan Rice spricht vom nahen afrikanischen »take-off« und in den US-Medien ist die Rede von der »neuen Gattung afrikanischer Führer«, die ein »Leuchtfeuer der Hoffnung« in Afrika entzündet hätten. Geprägt von Außenministerin Albright sind diese Schlagworte vor allem auf Nelson Mandela (Südafrika), Yoweri Museveni (Uganda), Paul Kagame (Ruanda) und Laurent Kabila (DR Kongo) gemünzt.

Tatsächlich wuchs nach Angaben von Rice der US-Handel mit Afrika südlich der Sahara 1996 um 18% und übersteigt denjenigen mit den Staaten der Ex-Sowjetunion um ein Fünftel. Dabei verschweigt sie zwar, daß der Handel sich weitgehend auf fünf Länder (Südafrika, Angola, Nigeria, Ghana und Gabun) beschränkt, der Import im wesentlichen aus Öl besteht und Investitionen nur in Südafrika und Nigeria getätigt werden. Dennoch kann das Vorhaben, den Markt in den Entwicklungsländern, aus denen nach Rice im Jahr 2000 vier von fünf Konsumenten kommen werden, infrastrukturell wie politisch für die USA zugänglich zu machen und amerikanischen Firmen zu öffnen, inzwischen als eines der strukturierenden Elemente der neuen US-Politik in Afrika angesehen werden.

Straßen und Kommunikationswege müssen also her, Steuern vereinheitlicht und niedrig angesetzt werden – Ziele, für die nicht zuletzt der IWF und die Weltbank stehen. Die von Clinton besuchten Staaten gelten als Vorreiter der Marktwirtschaft (Botswana, Senegal, Südafrika, Ghana, Uganda). Insbesondere Ghana und Uganda sind Vorzeigestaaten für das Umschwenken vom Staatsbetrieb auf den freien Markt. Außerdem ist eine – zumindest formale – zivilgesellschaftliche Absicherung im Innern der Staaten erforderlich. So gelten die genannten Staaten auch als Vorbilder von Demokratisierungsprozessen. Allerdings nimmt man es dabei nicht ganz so genau: Uganda – wo Museveni Parteien verbietet –, Ruanda und die DR Kongo taugen nicht unbedingt als Musterdemokratien und Friedensengel. Madeleine Albright bemerkte dann auch anläßlich ihres Dezemberbesuchs in Zentral- und Ostafrika, daß in Afrika andere Maßstäbe anzulegen seien.

Gleichzeitig sind Ghana, Senegal, Uganda und Ruanda die Staaten, mit denen die USA besonders starke militärische Beziehungen unterhalten. Die USA sind zur Zeit genauso bei der Ausbildung, Ausrüstung und Strukturierung der Armeen der revitalisierten »Ostafrikanischen Gemeinschaft« (Uganda, Kenia, Tanzania) aktiv, wie – angesichts deren Frontstellung zum Sudan – in Eritrea und Äthiopien. Die zentrale Rolle für die US-Politik in Zentral- und Ostafrika spielt aber Uganda. Museveni gilt nicht nur als treuer Übersetzer der IWF- und Weltbankrezepte, sondern trotz der geringen Größe des Landes als einflußreichste Figur in der Region (*s. iz3w Nr. 226*). Nicht zufällig also, daß Clinton in Kampala Hof hielt. Dorthin mußten sich die nichtbesuchten und ihm weniger nahestehenden Staatspräsidenten des Kontinents bemühen, um den Atem der Geschichte bei seinem historischen Besuch zu spüren.

► *Aus einem Beitrag von Erhard Brunn/Lydia Macungazi Kaiza (Kampala)*

»Scheiß Millionäre«

Fußballfans und Globalisierungsgegner sorgen sich um Gerechtigkeit

von **Jochen Müller**

► Sonnabend, 14.3.1998, ca. 17.00 Uhr. Zur gleichen Zeit, als der grüne Europaabgeordnete Wolfgang Kreissl-Dörfler im DGB-Haus München zum Schlußwort des Kongresses »Schicksal Globalisierung?« ansetzt, bekunden nur wenige hundert Meter entfernt im Olympiastadion tausende von Fußballfans beim Bundesligaspiel Bayern München – Vfl Bochum (Endstand 0:0) ihren Unmut: »Scheiß Millionäre« rufen sie ihren Helden zu. Zwei auf den ersten Blick ganz unterschiedliche Ereignisse – dennoch lassen sie sich nicht nur räumlich und zeitlich auf einen Nenner bringen:

Szene 1 – im Fußballstadion. Hier wütet auf der einen Seite Volkes Stimme über die hochbezahlten, aber vermeintlich faulen Balltreter ihres Lieblingsclubs (»Wir wollen Euch kämpfen sehen«, »In jedem Betrieb würden die gefeuert«, »Die kriegen doch alles gerichtet, Schuhe geputzt, das Auto gewaschen...). Auf der anderen Seite beschimpft die Konzernleitung ihre Angestellten im gleichen Jargon (Beckenbauer: »Wenn ihr nicht Fußballspieler wärt, würdet ihr unter den Isarbrücken pennen...«). Aus den vermeintlichen Antagonisten sprechen die gleichen Kategorien und Wertmaßstäbe: Es geht um Leistung und ihre Entlohnung. Wer nichts leistet, heißt es da, hat auch nichts verdient. Wer dagegen viel leistet – die Nützlichkeit des Produkts spielt dabei keine Rolle – hat sein Geld redlich erwirtschaftet. Mag der damit ausgedrückte, quasi religiöse Glaube an das Geld im allgemeinen sowie an den Preis bzw. den Lohn und sein Verhältnis zur Leistung im besonderen, mag also der ungebrochene Glaube an die Vernunft im Kapitalismus rund um den Fuballplatz nicht allzu überraschend sein, so verwundert er doch an anderer Stelle.

Szene 2 – der Kongreß. Hier ging es nicht um Fußballspieler, die ihr Geld nicht verdienen, sondern gegen die »Transnationalen Konzerne, die internationalen Spekulanten, Geldbesitzer und Finanzmärkte«, gegen die »Reichen, die immer schneller immer reicher werden« (Zitate aus dem Ankündigungstext zum Kongreß). Hier fand das Bild von den Draculas, den blutsaugenden Parasiten, die ans Licht gezerrt werden müssen, damit sie zu Staub zerfallen, großen Anklang; und am Ende meinte jemand, man hätte doch jetzt genug über irgendwelche anonymen Mächte gesprochen und wollte »jetzt mal Namen hören, damit man weiß, gegen wen man ziehen soll«. Spätestens an dieser Stelle läßt die sich abzeichnende Personifizierung des abstrakten, anonymen Bösen selber Böses ahnen. Zwar wird sich Volkes durch solche Redens- und Denkarten beflügelte Stimme am Ende nicht gegen Juden und schon gar nicht gegen »die Reichen« erheben, sondern eher gegen »Arbeitsmigranten, Hängemattenfreunde, Schmugglerbanden, Illegale...«. Dennoch bleibt da eigentlich nur zu hoffen, daß sich die Opposition gegen die Globalisierung wirklich darin erschöpfen möge, dieselbe »solidarisch, ökologisch und demokratisch zu gestalten« (ebd).

Um nicht mißverstanden zu werden: Viel erhellendes wird und wurde auf diesem und ähnlichen Kongressen über den Charakter der neoliberalen Globalisierung beigesteuert. Wenn es jedoch darum geht, was zu verändern wäre, klingen die Parolen, die den Bogen von der Mitgestaltung über Tauschringe bis zum aufgewärmten Klassenkampf spannen, im besten Falle hohl. Und sie kommen nicht über das hinaus, was im Fußballstadion schon auf eine simple Formel gebracht ist: Scheiß Millionäre.

Wer nichts leistet, verdient auch nichts

Daß Fußballfans wie Globalisierungskritiker über diese Parole letztlich nicht hinauskommen, ist wohl auf ihren ausgeprägten Glauben an das Prinzip der Gerechtigkeit von Marktwirtschaft zurückzuführen. Diese Gerechtigkeit, deren angebliche Verletzung den Zorn heraufbeschwört, ließe sich – so muß man die jeweiligen Forderungen wohl verstehen – durch Arbeit und Leistung auf dem grünen Rasen resp. gesellschaftliche Umverteilung von oben nach unten wiederherstellen. Dem liegt die Ideologie zugrunde, daß der Markt »gerecht« sein, und der auf ihm gezahlte Preis für eine Arbeitskraft, sei es die Entlohnung eines Kickers, Friseurs oder eines Autoaschenbecheringenieurs der erbrachten Leistung irgendwie objektiv entsprechen könnte. Und das Kapital soll bitte schön produktiv sein, damit für das – je nach Standpunkt national oder global definierte – Gemeinwohl, etwas durchsickern möge. Im sportlichen wie gesellschaftlichen Krisenfall soll also der Marktwirtschaft lediglich unter die Arme gegriffen werden, um die etwas aus dem Gleichgewicht geratene Ordnung wieder ins Lot zu bringen.

Der Ruf ergeht somit an die Vereinsleitung wie den Staat. Die aber tun nur, was sie tun müssen – und geben den Druck weiter, unter den der Erfolgszwang sie im internationalen Konkurrenzkampf stets setzt: Legitimiert durch den Zorn der Fans verstieg sich die Bayernführung dazu, das Privatleben ihrer Angestellten zu überwachen – alles im Dienste des Ganzen, des Konzerns versteht sich. Und im Namen des abstrakten Ganzen, der deutschen Bevölkerung, versucht auch die Politik dafür zu sorgen, daß der Standort Deutschland global wettbewerbsfähig bleibt – durch Senkung von Unternehmenssteuern, Kürzung von »Lohnnebenkosten«, Illegalisierung von Migranten...

Vor dem Hintergrund der Erkenntnis, daß die Nationalstaaten als Konkurrenten die Globalisierung mitbetreiben (müssen), disputieren die Globalisierungsgegner aber allein darüber, ob anstelle der Staaten nicht eher die internationale Zivilgesellschaft ein wenig mehr Verteilungsgerechtigkeit durchsetzen könne. Dabei ist die durchaus legitime Hoffnung, die sich mit Demokratie, Parlamenten und zivilgesellschaftlicher Intervention verbindet, immer nur eine auf Regulierung des Bestehenden, auf Interessenausgleich und auf Wiederherstellung von irgendwie angemessen erscheinenden Preis-Leistungs-Verhältnissen.

Wer diese Form von marktförmiger Preis-Leistungs-Gerechtigkeit weder im Fußball noch im richtigen Leben will, muß schon aufs Ganze sehen. Diese Kritik ist wahrlich nichts Neues – aber daß sich historisch betrachtet alle Versuche, aufs Ganze zu gehen, als Variationen des Alten erwiesen haben, beweist erst ihre Notwendigkeit und rechtfertigt nicht, daß an sie bei all den Kongressen momentan niemand mehr erinnert werden mag. Priorität ist im Kapitalismus nun einmal nicht die Versorgung aller Menschen entsprechend ihrer Bedürfnisse, was angesichts der ungeheuren Produktivität weltweit ein Leichtes wäre, sondern die Selbsterhaltung des Systems durch Profiterwirtschaftung. So schafft unter (derzeit global verschärften) Konkurrenzbedingungen dieses System gerade die krassen Ungleichheiten, die mittlerweile auch in unseren Breitengraden spürbar werden – Millionäre eben und Menschen, die verhungern müssen. Reformen, Umverteilung oder Klassenkämpfe können diese Verhältnisse zeitweise erträglicher gestalten – ein 0:0, das realpolitisch nicht zu verachten wäre – abschaffen können und wollen sie sie nicht. Dazu müßte ein ganz anderes Spiel gespielt werden – aber das nächste Spiel ist, wie die Fans rund um den Globus und viele Globalisierungsgegner schon lange wissen, immer das schwerste.

► **Jochen Müller** ist Mitarbeiter im **iz3w**.

Regulierte Regionen

Das Wirtschaftsabkommen NAFTA – eine Bilanz



Foto: H. Sachs/version

von **Ulrich Brand**

Der Neoliberalismus predigt die Entgrenzung der Märkte. Doch gleichzeitig sprießen regionale Wirtschaftsblöcke wie Pilze aus dem Boden, um neue Regulierungsformen für neue Räume zu finden. So haben sich 1994 auch die USA, Kanada und Mexiko zum North American Free Trade Agreement (NAFTA) zusammengeschlossen, um neben der EU und Japan das dritte hegemoniale Zentrum der Weltwirtschaft zu bilden. Mit dem Portrait der NAFTA setzen wir unsere Reihe »Globalisierung und Regionalisierung« fort.

► Der Zusammenschluß zwischen diesen drei Staaten ist deshalb interessant, weil sich die politische und ökonomische Weltmacht USA mit zwei kleineren Ländern – dabei auch noch das scheinbar vor Problemen kaum noch zu rettende Mexiko – auf eine intensivere Koordination von Wirtschaftspolitiken einläßt. Wer jedoch zu Beginn des Jahres 1998 Diskussionen etwa in Mexiko verfolgt, der ist ob der geringen öffentlichen Resonanz des Abkommens überrascht. Das war nämlich vor einigen Jahren ganz anders. Damals erhitzten sich die Gemüter angesichts völlig divergierender Erwartungen. Während der Verhandlungen und vor den Abstimmungen in den Parlamenten wurden sich in allen drei Staaten die Studien über Wachstumsprognosen und zu erwartende Arbeitsplatzgewinne und -verluste nur so um die Ohren gehauen.

Nehmen wir als Beispiel die USA. Zu den neoliberalen Stars der Debatte gehörten die beiden US-amerikanischen Ökonomen Gary Clyde Hufbauer und Jeffrey Schott vom *Institute for International Economics*, die als Folge von NAFTA einen Arbeitsplatzgewinn von 130.000 für die USA und von 609.000 für Mexiko bis zum Jahr 2000 »errechnet« hatten. Hufbauer und Schott stützten sich selbstredend auf die Grundannahme der Neoklassik, wonach freier Handel und freie Investitionen zu einer besseren Ressourcenallokation und größerer Produktion führen. Für die »kleineren« Partner Mexiko und Kanada wurde ein exportorientiertes Wachstum samt der entsprechenden Arbeitsplatzgewinne prognostiziert. Die Region werde konkurrenzfähiger gegenüber Westeuropa und Asien. Die schöne Welt der »win-win-Strategie« (allen wird es besser gehen) wurde lautstark verkündet. Diejenigen, die vielleicht heute noch zu kurz kommen, würden sich schon bald an den »Durchsickereffekten« *(trickle down)* erfreuen können.

Auf der anderen Seite argumentierten die NAFTA-Gegner, daß aufgrund des Abkommens 500.000 Arbeitsplätze in den USA verloren gingen. Es handele sich um einen klaren Fall von Sozial- und Umweltdumping. Hier trafen sich nationalistische Töne (von Ross Perot und vor allem aus den Gewerkschaften) mit kritischen Befürwortern einer Strategie supranationaler Wirtschaftspolitik. Letztere fanden vor den US-amerikanischen Präsidentschaftswahlen 1992 bei Bill Clinton ein offenes Ohr, der Nachbesserung versprach. Diese Nachbesserung erschöpfte sich jedoch in drei letztlich bedeutungslosen »Zusatzabkommen«.

Verordneter Eintritt in die Erste Welt

► Auf den ersten Blick verwunderlich ist die lange Zeit schwache Opposition in Mexiko, denn der Anti-US-Amerikanismus war – und ist bis heute – gesellschaftlich stark verankert und aufgrund historischer Erfahrungen verständlich. Mit Salinas de Gortari kam 1988 zum ersten Mal ein Präsident an die Macht, der in den USA studiert hatte und einen klaren US-freundlichen Kurs vertrat. Der bevorstehende »Eintritt in die Erste Welt« war Staatsdoktrin und wurde über die größtenteils staatlich kontrollierten Medien tagaus, tagein heruntergebetet. Neben den Unternehmerverbänden waren auch die mit der Staatsprtei PRI verbundenen Gewerkschaften für das Abkommen.

Die realen Erfahrungen vieler Menschen waren jedoch ganz andere. In Mexiko wurde bereits in der »heißen Phase« der Verhandlungen 1992/93 deutlich, wie albern die Arbeitsplatzargumentation ist. Spätestens mit der Abschaffung des Artikel 27 der mexikanischen Verfassung im Jahr 1992 zeigte sich, daß den neoliberalen Strategen alles andere wichtiger ist als der Erhalt oder die Schaffung von Arbeitsplätzen sowie bessere Lebensbedingungen für die Mehrheit der Bevölkerung. In jenem Artikel war als wichtige

Errungenschaft der Mexikanischen Revolution die Unveräußerlichkeit des Gemeindeeigentums festgeschrieben. Ab 1992 wurde es möglich, dieses Land zu verkaufen. Hunderttausenden wurde somit die Lebensgrundlage entzogen, viele wanderten in die Städte oder nach Norden in Richtung USA.

In den USA und in Kanada schaukelten sich Gegner und Befürworter von NAFTA gegenseitig zu einer deutlichen Überbewertung des Projektes hoch: Entweder stilisierte man NAFTA zu »dem« Mittel, um die Wirtschaftskrise bzw. die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, oder es wurde als die Inkarnation des Bösen dämonisiert. Beide Sichtweisen verkennen jedoch den historischen Kontext der Entstehung. Supranationale Abkommen müssen vor allem als eine Strategie neben anderen angesehen werden, die Weltwirtschaftskrise der 70er Jahre zu überwinden. Regionale Wirtschaftsabkommen sind ein Teil von macht- und herrschaftsförmig strukturierten »Suchprozessen« zur Herausbildung neuer gesellschaftlich stabiler Rahmenbedingungen für eine dynamische kapitalistische Entwicklung.

Neue Regulierung, alter Hegemon

► In diesem globalen Zusammenhang von ökonomischen, politischen und sozialen Umbrüchen muß auch ein Abkommen wie NAFTA interpretiert werden: nämlich als Versuch dreier Regierungen, supranationale Regeln zu kodifizieren, die bereits bestehenden Entwicklungen gerecht werden sollen (siehe Kasten *Autos, Maquiladoras, Investitionen*). Speziell soll NAFTA die tiefgreifenden neoliberalen Reformen in Mexiko absichern. Darüberhinaus hat das Abkommen noch vier andere Funktionen und Eigenschaften:

Erstens ist NAFTA fraglos ein Ausdruck der weltweiten neoliberalen Politiken und der damit verbundenen Transformation der Nationalstaaten hin zu nationalen Wettbewerbsstaaten (vgl. Joachim Hirsch in *iz3w 216*). Die De-Regulierung der institutionalisierten fordistischen Klassenkompromisse steht seit der Weltwirtschaftskrise der 70er Jahre auf der Agenda bestimmter Kapital- und anderer sozialer Gruppen. Die systematische Demontage des Sozialstaates sowie die wirtschaftspolitische Öffnung der Volkswirtschaften nach außen sind zentrale Elemente mit den bekannten Folgen von Wettbewerbsdruck, Rationalisierung bzw. Unternehmensschließungen, sozialer Polarisierung innerhalb nationalstaatlicher Gesellschaften und weltweit.

Das NAFTA ist nur ein Baustein der Neuregulierung

Daß das neoliberale Modell in seiner »reinen« Variante nicht die gewünschten Wachstumsmöglichkeiten bietet und auch politisch auf Widerstand stößt, wird jedoch auch den Apologeten des freien Marktes immer klarer. Angesichts der Globalisierung des Kapitalismus geht es daher um den Versuch, »blinde« ökonomische Entwicklungen wieder (wirtschafts)politischen Regulierungen zugänglich zu machen. Dies geschieht weniger in Form eines neuen Klassenkompromisses, sondern ist den Restrukturierungs- und Rentabilitätserfordernissen des »großen« Produktions-, Handels- und Finanzkapitals untergeordnet. Damit geht auch eine beträchtliche Ent-Demokratisierung der liberaldemokratischen Systeme Kanadas und der USA einher.

Die Regionalisierung bzw. Triadisierung der Weltwirtschaft ist *zweitens* ein Versuch, im Rahmen einer neuen internationalen Arbeitsteilung die Zentren und »ihre« Peripherien näher zusammenzubringen (vgl. Kurt Hübner in *iz3w 218*). Denn die verschiedenen Kapitale benötigen vielfältige »Standortbedingungen«, um produktiv zu werden. Dem soll in Nordamerika über den Aufbau integrierter Produktionsstrukturen Rechnung getragen werden: In einigen Branchen sind es billige Lohnkosten, in anderen sehr spezialisierte Arbeitskräfte, in dritten vor allem die Nähe zu Beschaffungs- und Absatzmärkten. In Mexiko locken neben den billigen und »zahmen« Arbeitskräften die natürlichen Ressourcen des Landes. Ein wichtiger Bestandteil der politischen Regulierung im Rahmen der NAFTA sind die sogenannten local-content-Klauseln. Über einen je nach Branche unterschiedlichen Mindest-Produktionsanteil innerhalb der NAFTA-Länder soll der jeweilige Standort vor unliebsamer Kokurrenz von außerhalb geschützt werden. Insofern ist das Abkommen auch die Festschreibung eines selektiven Protektionismus nach außen.

Drittens spiegelt sich in dem Abkommen das wirtschaftspolitische »Paradigma« der Angebotsorientierung: Es geht vor allem um Regelungen zu Investitionen, Finanzierung, Produktion und Distribution. Bestimmungen zur gesellschaftlichen Nachfrage, zu sozialen und ökologischen Fragen oder zu solchen der Verteilung des gesellschaftlich produzierten Reichtums kommen nicht bzw. nur am Rande vor. Obwohl es sich begrifflich um ein Freihandelsabkommen handelt, wird bereits in der Präambel darauf hingewiesen, daß es um »vorhersagbare kommerzielle Rahmenbedingungen für geschäftliche Planung und Investitionen« gehe sowie um der Vertragsparteien »Wettbewerbsfähigkeit auf globalen Märkten«. Die Konzentrierung auf Handelsfragen greift also zu kurz. Es handelt sich vor allem um ein Abkommen zur Anziehung und zum Schutz von Investitionen. (Das NAFTA-Abkommen war dann in vieler Hinsicht Vorbild für die Entwürfe zum MAI, das weltweit Hindernisse des Kapitalflusses beseitigen soll; vgl. *iz3w 228*.)

NAFTA läßt *viertens* in der konkreten Ausgestaltung selbst zentraler Fragen Spielräume. Nichts ist festgeklopft, der Vertrag ist ein Rahmen und legt nur künftige Leitlinien fest. Die USA beispielsweise als ökonomisch und politisch stärkster Akteur bedienen sich des

Abkommens, wenn es für sie von Vorteil ist, ansonsten betreiben sie ihre Handelspolitik nach wie vor anhand nationaler Interessen. So wurde die Hoffnung der Regierungen Mexikos und Kanadas bis heute enttäuscht, einen verbesserten Zugang zum US-Markt zu erhalten. Die USA dominieren die anderen Länder dermaßen, daß sie mit der Strategie des power bargaining (des Ausspielens ihrer überragenden Machtposition) die Interessen US-amerikanischer Konzerne wie auch in einigen Branchen diejenigen der Gewerkschaften durchsetzen.

Das Ende der Euphorie

► Was läßt sich über diese allgemeinen Aussagen hinaus in den letzten Jahren beobachten? Insgesamt haben sich die euphorischen Argumente in Sachen Wirtschaftswachstum und Arbeitsplätze nicht bestätigt. Vor allem in den USA hat sich die politische Stimmung geändert, zumal die lukrativen Investitionen in der Maquiladora-Industrie auch ohne das NAFTA möglich wären. Das Gerede von Freihandel und damit verbundenem größeren Wohlstand ist offenbar nicht mehr unangefochten durchsetzbar. Das dynamische Wirtschaftswachstum vor allem in den USA wird kaum mehr mit NAFTA in Verbindung gebracht.

Das Abkommen sollte hinsichtlich seiner Bedeutung für die Verfestigung der neoliberalen Politiken nicht überschätzt werden. NAFTA und auch die anderen Regionalisierungsabkommen sind nur ein Baustein für die gegenwärtigen Umbrüche. Der Aufstand der Zapatistas, die Peso-Krise seit Ende 1994 und die erfolglosen Bemühungen, das NAFTA auf andere lateinamerikanische Länder auszudehnen, zeigen, daß das NAFTA keineswegs alle politischen, ökonomischen und sozialen Vorgänge bestimmt:

Der Aufstand der Zapatistas in Chiapas richtete sich nämlich in erster Linie gegen die Staatspartei PRI und (ungleich schwächer) gegen das neoliberale Projekt. Am deutlichsten wurde der Zusammenhang zwischen dem Aufstand und den nationalen wie internationalen dominanten Interessen noch zu Beginn des Jahres 1995. Ein zunächst geheim gehaltenes Gutachten der Chase Manhattan Bank, also einer Privatinstitution, die sich in Mexiko auch ohne das NAFTA bewegt, wies die mexikanische Regierung darauf hin, daß politische Stabilität zentral sei für internationale Investitionen – und wegen Chiapas nicht gesichert. Am 9. Februar 1995 ließ der mexikanische Präsident Zedillo entgegen aller offiziellen Versprechen eine Militäroffensive in Chiapas starten, um der führenden Köpfe der EZLN habhaft zu werden.

Auch in der sog. Peso-Krise im Dezember 1994 spielte das NAFTA keine entscheidende Rolle. Damals wurde vom IWF und der US-Regierung die bis dahin einmalige Summe von fast 50 Mrd. US-Dollar für Mexiko organisiert. Heute, nach der Krise einiger ostasiatischer Länder, wissen wir, daß es sich dabei nicht um eine Ausnahme handelt, sondern um eine neue Art der »Krisenintervention«. Außerdem ist es nicht gelungen, andere lateinamerikanische Länder von NAFTA zu überzeugen. Das Abkommen galt zu Beginn auch für diese als potentieller Fahrschein, um Zugang zum riesigen US-amerikanischen Markt zu erhalten wie auch internationales Kapital anzuziehen. Diese Euphorie war bei der Lateinamerika-Rundreise von Bill Clinton im Oktober 1997 merklich verflogen. Länder wie Argentinien und Brasilien setzen verstärkt auf das regionale Integrationsprojekt Mercosur; Chile, 1994 noch erster Anwärter auf einen NAFTA-Beitritt, hat sich inzwischen auch dem Mercosur angeschlossen. Die Versprechen der USA einer gegenseitigen Marktöffnung werden offenbar nicht mehr geglaubt.

Auf Hysterie folgt Ruhe

► Im Moment provoziert NAFTA weder hitzige Debatten noch nennenswerten Widerstand. Und dies ist nicht nur der Übermacht der an dem Abkommen interessierten Gruppen geschuldet, die mit Weltmarktzwängen und ähnlichem rein technokratisch argumentieren. Der Opposition zu NAFTA fällt nun ihre Fixierung auf das Projekt auf die Füße. Nicht nur, daß sie in den jeweiligen Ländern selbst gespalten ist, über ihre Gegnerschaft zu dem Ankommen hinaus verbindet sie recht wenig. Außerdem rächt sich nun, daß ein Abkommen wie NAFTA, das nur ein Mittel unter vielen ist, den Neoliberalismus institutionell abzusichern, so hochstilisiert und aus seinem Kontext gerissen wurde. Als NAFTA politisch durchgesetzt war, verstummten die Kritiker enttäuscht.

► **Ulrich Brand** arbeitet an der Uni Frankfurt/M., ist politisch aktiv in der Gruppe »Penumbra« im Dritte-Welt-Haus Frankfurt/M. und Mitherausgeber von REDaktion (Hg.): Chiapas und die Internationale der Hoffnung. Köln 1997.

Autos, Maquiladoras und Investitionen

► Die supra-nationale Wirtschaftsintegration in Nordamerika begann nicht erst mit NAFTA. Bis heute wird der sogenannte Autopakt zwischen Kanada und den USA aus dem Jahr 1965 als wichtig vor allem für Kanada erachtet, da dieser den Zugang zum US-amerikanischen Markt in dieser Branche erleichterte und dazu beitrug, daß die Automobilproduktion zu einem wichtigen Wirtschaftszweig in Kanada wurde. Ebenfalls 1965 wurde das Maquiladora-Programm von der mexikanischen Regierung gestartet und ermöglichte ausländischen Investoren, in freien Produktionszonen ohne Zölle auf importierte Vorprodukte und exportierte Endprodukte zu fertigen. Und noch reizvoller: Die Investoren konnten billige und gewerkschaftlich nicht organisierte mexikanische Arbeitskräfte nutzen und freuten sich über das Fehlen jeglicher Umweltschutzauflagen. Ursprünglich an der mexikanisch-US-amerikanischen Grenze gelegen, wurde das Maquiladora-Programm zunehmend auf andere Regionen erweitert. Stark angewachsen sind die ausländischen Direktinvestitionen in der Maquiladora-Industrie in den 80er Jahren während der starken Umbrüche in der Organisation der Produktion.

Generell bauten die Regierungen Mexikos und Kanadas in den achtziger Jahren Investitionsrestriktionen ab. Dies geschah zum Teil infolge der zunehmenden Exportorientierung, zum Teil aber auch unter Druck der US-Regierung, die Direktinvestitionen von US-amerikanischen Unternehmen erleichtern wollte. Dies hinderte im übrigen die USA nicht daran, eine sehr protektionistische Handelspolitik auch gegenüber Mexiko und Kanada zu betreiben. Die mexikanische Außenöffnung über die Maquiladorazone hinaus führte zu unilateralen Maßnahmen wie auch zu einigen regionalen Abkommen mit den USA. Zwischen 1983 und 1986 sanken beispielsweise die genehmigungspflichtigen Importe von 83 auf 31 Prozent. Vor allem die 1985 getroffene Vereinbarung über Subventionen und Strafzölle gilt als Voraussetzung für den GATT-Beitritt Mexikos im August 1986. 1987 und 1989 wurden zwischen den jeweiligen Regierungen wirtschaftliche Rahmenabkommen unterzeichnet, 1989 ein Investitionsförderungsabkommen.

Mit der Wahl Brian Mulroneys von der Konservativen Partei zum kanadischen Ministerpräsidenten im September 1984 wurden die Anstrengungen bilateraler Handelsliberalisierungen mit den USA verstärkt. Die kanadische Regierung wollte dem starken Handelsprotektionismus der Reagan-Administration ausweichen. Ab Mai 1986 wurde über ein kanadisch-US-amerikanisches Freihandelsabkommen verhandelt, welches als CUSFTA am 1. Januar 1989 in Kraft trat und bereits viele Merkmale von NAFTA vorwegnahm.

Mores für Mexiko

Der Ökonom Edur Velasco über Neoliberalismus, NAFTA und Nonkonformismus

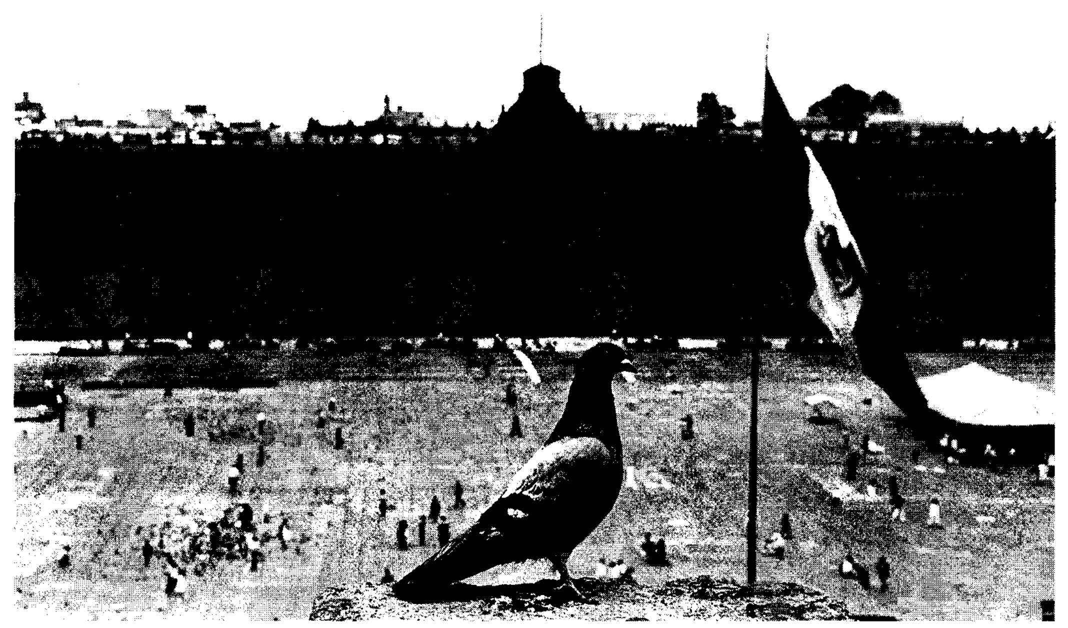


Foto: H. Sachs/version

▶ **iz3w:** *Welche Auswirkungen hat NAFTA auf die lohnabhängige Bevölkerung in Mexiko?*

▶ **Edur Velasco:** Seit Inkrafttreten des NAFTA kam es zu einer weiteren Verschlechterung der Arbeits- und Lebensbedingungen großer Bevölkerungsteile. Die informelle Arbeit nimmt stark zu. Die Menschen bekommen nur noch Gelegenheitsarbeiten, sind nicht sozialversichert. 1990 waren das 17 Prozent der »ökonomisch aktiven Bevölkerung«. 1996 sind das bereits 28 Prozent. Im selben Zeitraum ist der Anteil derer, die ohne Sozialversicherung arbeiten, von 44 auf 49 Prozent gestiegen. Der Prozentsatz derer, die weniger als einen Mindestlohn verdienen, ist von 4,6 Prozent auf 8,2 gestiegen. Wenn man das Lohnnniveau von 1992 nimmt, also vor Inkrafttreten des Freihandelsabkommens und der Peso-Krise, dann arbeiten heute sogar ein Viertel der Menschen für weniger als den offiziellen Mindestlohn von 1992. Der Mindestlohn selbst ist in diesem kurzen Zeitraum nämlich um 42 Prozent gefallen.

▶ *Kann man diese Veränderungen vor allem auf das Freihandelsabkommen zurückführen?*

▶ Es ist natürlich sehr schwer, genaue Zuschreibungen vorzunehmen. Es ist mehr eine qualitative Veränderung festzustellen, insofern als die internationalen Abkommen, die geschlossen werden, eine größere Bedeutung als die eigene Verfassung haben. Für Mexiko sind das vor allem die verbrieften Rechte für das transnationale Kapital mitsamt der Unmöglichkeit, die heutigen Entwicklungen mittels der eigenen Verfassung wieder umzukehren. NAFTA legt in dieser Hinsicht nicht nur langfristig die staatliche Wirtschaftspolitik fest, sondern hat weitere umfassende gesellschaftliche Konsequenzen. Das Freihandelsabkommen stellt also eine weitere Verschärfung des Neoliberalismus dar. Es hat die Verhandlungsmacht der großen Industrie- und Finanzgruppen der drei Länder gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppen und vor allem gegenüber den ArbeiterInnen gestärkt. Einerseits sichert NAFTA eine immense Kapitalmobilität, andererseits bestehen starke Restriktionen gegenüber der Mobilität der ArbeiterInnen. Zudem ermöglicht es das Abkommen unter der Androhung, nicht hier zu investieren, das bestehende Arbeitsrecht vor allem in Mexiko zu verletzen.

▶ *In welchem Zusammenhang stehen Ihrer Meinung nach das NAFTA und die Peso-Krise, die Ende 1994 begann?*

▶ Die Peso-Krise ist ein Teil von NAFTA, d.h. die Abwertung des Peso war beabsichtigt. Denn damit fand eine brutale Verbilligung von Arbeitskräften und Rohstoffen in Mexiko gegenüber anderen Ländern statt. Die Kredite, die im Februar 1995 an Mexiko vergeben wurden, waren an eine Verstärkung der Privatisierungen von Eisenbahn, Häfen, Petrochemie und verschiedenen strategischen Sektoren im Energiebereich gebunden. Vor allem nordamerikanisches Kapital war an den Privatisierungen beteiligt. Zum anderen kommt es nach der Peso-Krise zu einer Ausweitung der Produktion in Form von Maquiladoras. Zwischen 1994 und heute stieg die Zahl der Beschäftigten in dieser Art von Betrieben von 600.000 auf 1 Million an. Und drittens erlaubt die Krise ein Sozialdumping in der gesamten mexikanischen Wirtschaft.

▶ *Wie setzen sich denn bei der Ausgestaltung des Abkommens die verschiedenen Länder durch?*

▶ Das ist ein sehr komplexes Thema. Die US-amerikanische Wirtschaft unterliegt tiefgreifenden internen Umbrüchen. Da wirkt aus meiner Perspektive die mexikanische Ökonomie als eine Art »Puffer«, die diese Umbrüche in den USA teilweise abfedern soll. Die verschiedenen Lobbygruppen der US-amerikanischen Wirtschaft verfolgen dabei sehr unterschiedliche Interessen. Allgemein gesprochen lassen sich die Konflikte mit Mexiko weniger nach Branchen sortieren, sondern regional innerhalb der USA. Die Interessen des Südens der USA sind wesentlich stärker mit bestimmen Entwicklungen in Mexiko verbunden und für sie ist das NAFTA nützlich. Das Hauptinteresse an Mexiko ist nicht der Konsumentenmarkt, sondern besteht in billigen Arbeitskräften. Dazu kommt der Druck auf die Löhne in den USA. Ein Beispiel, um die Dimensionen zu verdeutlichen: Wenn durch die NAFTA-Integration in Nordamerika die gesamten Lohnkosten der US-Produktion um 10 Prozent gesenkt werden können, dann ist das das Doppelte des gesamten mexikanischen Sozialprodukts.

▶ *Welche gesellschaftlichen Gruppen leisten am stärksten Widerstand gegen das neoliberale Projekt?*

▶ Aus meiner Sicht sind das vor allem die sehr gut organisierten indigenen Gemeinden. Sie besitzen stark entwickelte kulturelle

und soziale Netze, von denen aus sie agieren. Sie haben die am meisten entwickelten Strategien kollektiven Widerstands. Kurioserweise haben die immer als am rückständigsten Angesehenen hier die avanciertesten Formen. Das Denken, das heute für uns alle wichtig wird, kommt von ihnen: Wenn wir gegen den Neoliberalismus Widerstand leisten wollen, dann müssen wir das gemeinsam tun.

Von anderen gesellschaftlichen Sektoren würde ich an prominenter Stelle die Gewerkschaften des Dienstleistungssektors nennen. Insgesamt werden die Gewerkschaften jedoch zunehmend schwächer und verlieren als Folge der neoliberalen Umbrüche Mitglieder. So waren früher die starken Gewerkschaften in den Branchen Bergbau, Erdöl, Elektrizitätsgewinnung und -versorgung und im Transportsektor zu finden, damals überwiegend staatliche Unternehmen. Dort erfolgten im Rahmen der Privatisierungen und Strukturanpassungen die stärksten Massenentlassungen. Den neuen Kern des gewerkschaftlichen Widerstands stellen die öffentlichen Dienstleistungen dar, d.h. LehrerInnen sowie ArbeiterInnen in den Bereichen Gesundheit und öffentliche Dienstleistungen der Gemeinden wie Wasserversorgung und anderes. Vor allem sind es städtische Dienstleistungssektoren, was mit der Urbanisierung zu tun hat. Der Vorteil für diese ArbeiterInnen ist, daß ihre Arbeitsplätze unverzichtbar sind. Hier gibt es einen gewerkschaftlichen Organisierungsgrad von durchschnittlich 85 Prozent.

▶ *Wie soll man mit den bestehenden korporatistischen Gewerkschaften umgehen? Sie sind ja aufs engste mit der Staatspartei verbunden?*

▶ Die alten korporatistischen Gewerkschaftsstrukturen unter dem Dach der CTM (Confederación de los Trabajadores Mexicanos) gab es vor allem im Produktionsbereich. Im Dienstleistungssektor sind die CTM-Gewerkschaften fast nicht vorhanden, sondern andere, die ebenfalls mit der Staatsstruktur verflochten waren. Es werden heftige interne Auseinandersetzungen um die Demokratisierung der Gewerkschaften geführt. In diesen Auseinandersetzungen sehe ich bei den demokratischen Strömungen weniger die Strategie, unabhängige Gewerkschaften zu gründen. Es geht vor allem um interne Kämpfe, um die Bildung demokratischer Gewerkschaften, aber auch um eine größtmögliche Kohärenz, um überhaupt die Interessen der Organisierten vertreten zu können.

▶ *Welche anderen Sektoren organisieren Widerstand gegen das neoliberale Projekt?*

▶ Wichtig sind noch die städtischen Volksbewegungen, an denen die unabhängigen gewerkschaflichen Strömungen durchaus teilhaben. Diese führen ihre Kämpfe vor allem um Wohnraum. Sie haben aber auch ein enormes Potential, um für ein Sozialeinkommen (salario social) zu kämpfen, für Bildung, Gesundheit, mehr Umweltschutz und anderes. In diesen Fragen könnten sich verschiedene Strömungen und Kämpfe treffen.

▶ *Wie könnte man sich denn Organisationsmodelle in der Maquiladora-Industrie vorstellen?*

▶ Das große Problem in der Maquiladora ist, daß man eine gewerkschaftliche Organisierung nicht Unternehmen für Unternehmen durchführen kann. Es gibt dort Unternehmen, die ihr Personal drei Mal pro Jahr komplett auswechseln. Wie soll da gewerkschaftliche Organisierung möglich sein?

▶ *Und was wäre eine adäquate Strategie angesichts dieser Bedingungen?*

▶ Eine territoriale Strategie, d.h. eine Gewerkschaft, die für ein ganzes Gebiet zuständig ist. Es ginge um Lohnkämpfe, die sich an einem Sozialeinkommen orientierten. Es würde also nicht mit dem einzelnen Unternehmen verhandelt, sondern mit allen dort produzierenden Unternehmen. Das hieße, Generalstreik als Kampfmittel, Generalstreiks in einer bestimmten Region.

▶ **Edur Velasco** ist Ökonom an der Universidad Autónoma Metropolitana in Mexiko-City. Das Interview wurde Mitte März von Ulrich Brand geführt.

Martha Pérez Martínez, Krankenschwester, über die Demontage des öffentlichen Gesundheitssystems:

▶ Ich arbeite in einem der 32 öffentlichen Krankenhäuser in Mexiko-Stadt, die für diejenigen zur Verfügung stehen, die keine feste Anstellung haben und dementsprechend keine Sozialabgaben bezahlen. Daher haben sie auch keine Krankenversicherung. Das ist also der ärmste Teil der Bevölkerung, von denen viele obdachlos sind und deren Recht auf eine angemessene Gesundheitsversorgung immer stärker untergraben wird. Es handelt sich um etwa 8 bis 10 Millionen Menschen in Mexiko-Stadt, von etwa 23-25 Mio. Die aktuelle (neoliberale) Politik führt neben der gewaltigen Korruption dazu, daß die Gesundheitsversorgung immer schlechter wird.

Zum einen steigt die Nachfrage in den Krankenhäusern, die die Menschen ohne Sozialversicherung versorgen, immens an; sie hat sich seit dem Freihandelsabkommen ungefähr verdreifacht! Die Infrastruktur in diesem Gesundheitssektor wächst jedoch nicht mit. Zum anderen fehlen allerorten Medikamente und Ausstattungen als Folge von Korruption und permanentem Diebstahl.



Fotos: Ch. Dittrich

Stadt der zwei Geschwindigkeiten

Glanz und Elend der indischen Software-Metropole Bangalore

von **Christoph Dittrich**

Den Boom des südindischen Bangalore zu einem weltweit bedeutenden Zentrum der Software-Entwicklung führen Freihandelsverfechter gerne an, wenn sie die Chancen der Globalisierung für die Peripherie demonstrieren wollen. Die Möglichkeiten Bangalores basierten zum Teil jedoch auf spezifischen historischen Voraussetzungen. Zudem wird hinter den glitzernden Kulissen immer deutlicher, wie sich räumliche und soziale Polarisierungen noch verschärfen.

► Zu Beginn der 90er Jahre wurde in Indien eine grundlegende Umorientierung der Wirtschaftspolitik eingeleitet: weg von einer weitgehend staatlich regulierten *mixed economy*, hin zu einem neoliberalen Kurs der Weltmarktintegration. In diesem Rahmen erwies sich der Boom der modernen Informations- und Kommunikationstechnologien als »Zugpferd« eines an den makro-ökonomischen Daten ablesbaren Aufschwungs des Landes.[1] Bangalore wurde zum *Silicon Plateau* of India.

Die in 1000m Höhe auf dem Deccan-Plateau gelegene Hauptstadt des Bundesstaates Karnataka war schon im 17. Jahrhundert ein überregionaler Marktort. Unter britischer Herrschaft wurde sie Anfang des 19. Jahrhunderts zur größten Militärgarnison Südindiens ausgebaut. Aus dieser Zeit stammt das die Kernstadt heute noch prägende Nebeneinander von kolonialen und indigenen Raumeinheiten. Im britischen *Cantonment* entstanden großzügige Villenviertel, viktorianische Prachtbauten, Einkaufsstraßen, renommierte Bildungseinrichtungen, Parkanlagen und Alleen. Hier befinden sich heute die Regierungs- bzw. Verwaltungsgebäude und das moderne Geschäftsviertel mit Einkaufszentren, Ladenpassagen, Schnellrestaurants, Pubs und Nachtlokalen. Internationale Hotelketten sowie zahlreiche transnationale Unternehmen und Banken haben sich ebenfalls dort niedergelassen. Die vielgeschossigen Gebäudekomplexe und die weitläufigen Grünanlagen stehen in hartem Kontrast zum engen Gassengewirr der dichtbevölkerten, von Lärm und Abgasen geplagten Altstadtviertel. Hier befinden sich die großen Stadtmärkte, viele kleine Einzelhandelsgeschäfte, einfache Hotels und Betriebe des informellen Sektors.

Der High-Tech-Boom

► Ende des 19. Jahrhunderts gab der mittlerweile wieder regierende Fürst von Mysore unter der Parole »Industrialisierung oder Untergang« u.a. mit dem frühen Ausbau der Stromversorgung und der staatlich forcierten Industrialisierung entscheidende Impulse für den wirtschaftlichen Aufschwung. Neue Arbeitsplätze in Textil-, Eisen- und Stahlfabriken sowie elektrotechnischen Betrieben hatten eine starke Zuwanderung aus allen Landesteilen zur Folge, und bis zur Unabhängigkeit Indiens 1947 vervierfachte sich die Bevölkerungszahl der Stadt auf rund 900.000. Nach der Unabhängigkeit war Premierminister Nehru bestrebt, Bangalore zu Indiens Stadt der Zukunft zu machen (vgl. *iz3w Nr. 228*). In den folgenden Jahrzehnten wurden Forschungsinstitute eingerichtet und staatliche Hochtechnologieunternehmen aus den Bereichen Maschinen- und Werkzeugbau, Luft- und Raumfahrttechnik, Elektronik und Telekommunikation ließen sich außerhalb der Kernstadt nieder. Mit den dazugehörenden Werkssiedlungen entstanden neue Stadtteile. Bereits Anfang der 80er Jahre wurden mehr als 10.000 Betriebe mit über 250.000 Beschäftigten gezählt.

Die schrittweise Liberalisierung der Wirtschaftspolitik leitete Mitte der 80er Jahre den High-Tech-Boom ein: 1985 eröffnete der US-Konzern *Texas Instruments* eine Niederlassung, die sich ausschließlich auf den Export von Computersoftware konzentrierte. Ende 1997 hatten sich über 300 »Software-Schmieden« niedergelassen. Diese beschäftigen mittlerweile mehr als 20.000 hochqualifizierte Mitarbeiter/innen. Hierbei handelt es sich fast ausschließlich um Angehörige hoher Kasten. Die größten Unternehmen sind die mehr als 100 Niederlassungen bzw. Joint Ventures transnationaler Konzerne, darunter fast alle Giganten der Computerbranche, z.B.

Microsoft, IBM, Hewlett Packard, Motorola, sowie die indischen Marktführer Tata Unisys, Wipro und Infosys. Auch einige deutsche Großunternehmen, z.B. Bosch, Daimler-Benz, Deutsche Software, Siemens oder SAP, unterhalten Niederlassungen. Inzwischen hat sich zudem eine beträchtliche Zahl kleinerer Betriebe etabliert. Diese haben sich auf die arbeitsintensive Datenerfassung und die Herstellung von Nischenprodukten für den Binnenmarkt spezialisiert.

Innerhalb weniger Jahre hat sich die Stadt zu einem ernstzunehmenden Konkurrenten auf dem Gebiet der Entwicklung, Modifizierung und Wartung von Computerprogrammen über große Entfernungen hinweg entwickelt. Die Computerbranche Bangalores wuchs im vergangenen Jahrzehnt jährlich um fast 50%, die Umsätze haben sich in diesem Zeitraum mehr als verzehnfacht und lagen im Wirtschaftsjahr 1996/97 bei rund 450 Mio. US$, was ein Drittel der indischen Gesamtumsätze in der Informationstechnologie ausmacht. Mehr als 90% der Umsätze werden durch den Export unternehmensorientierter Dienstleistungen vor allem in die USA und nach Westeuropa erzielt. Die Exportabhängigkeit verdeutlicht die dominierende Rolle ausländischer Großkonzerne, die mit einer auf ihre Interessen zugeschnittenen Industriepolitik und dem Abbau bürokratischer Investitionshemmnisse angelockt wurden. Diesem Ziel dient auch die Errichtung des ersten Technologiezentrums Indiens für exportorientierte Computerbetriebe vor den Toren der Stadt. Den dort ansässigen 145 Betrieben wird eine funktionierende Infrastruktur kostenlos zur Verfügung gestellt, Softwarehersteller zahlen zehn Jahre keine Steuern, der Gewinntransfer ist garantiert. Im Juni diesen Jahres wird zudem der erste Bauabschnitt eines weiteren multifunktionalen Dienstleistungszentrums fertiggestellt. In dieser vielgeschossigen »Hi-Tech-Enklave« sollen bis zum Jahr 2003 weitere 16.000 hochqualifizierte Dauerarbeitsplätze entstehen.[2]

All dies ging mit einem enormen Bevölkerungs- und Flächenwachstum einher. Die wegen ihrer einstmals angenehmen Atmosphäre als *Garden City* bezeichnete Stadt hat sich zu einer der am schnellsten wachsenden Metropolen Asiens entwickelt. Anfang der 60er Jahre überschritt die Einwohnerzahl die Millionengrenze. Gegenwärtig leben rund 5,2 Mio. Menschen im Großraum Bangalore. Das Stadtgebiet erstreckt sich heute schon über eine Fläche von rund 25 mal 25 Kilometern.

Daß Bangalore zur *Electronics Capital of India* werden konnte, ist Resultat einer Kombination globaler, nationaler und lokaler Faktoren: Durch die zunehmende Globalisierung der Märkte für Waren, Kapital und Dienstleistungen mit Hilfe moderner Informations- und Kommunikationstechnologien sind die transnationalen Konzerne in die Lage versetzt worden, ihre Aktivitäten weltweit und schnell zu koordinieren. Inzwischen gehören *Worldwide Sourcing* und *Outsourcing* zu den gängigen Strategien, um im Konkurrenzkampf Kosten zu senken und Gewinne steigern zu können. Außerdem fielen nach Jahrzehnten des Protektionismus auch in Indien die Handelsschranken, was ausländische Direktinvestitionen und die Rückführung von Gewinnen erleichterte. Zudem verfügt Indien über die weltweit größte englischsprachige Bevölkerung mit über drei Mio. Hochschulabsolventen. Dabei fallen für einen indischen Programmierer zwölfmal niedrigere Lohnkosten an als z.B. für seinen deutschen Kollegen. Auf der lokalen Ebene schließlich kann die Ansiedlung der ersten Computerbetriebe auf den Standortvorteil von Bangalore als traditionelles Zentrum der indischen Hochtechnologie, auf die im Vergleich zu Bombay und Delhi niedrigen Immobilienpreise und Lebenshaltungskosten sowie auf den liberalen Lebensstil einer anglo-indischen Stadtelite zurückgeführt werden.

Schmiere für die Paläste ...

► Der Ausbau der öffentlichen Infrastruktur konnte jedoch nicht mit dem Industrialisierungsschub, dem Stadtwachstum und der zunehmenden Verkehrsdichte Schritt halten. Bei jährlich zehnprozentiger Zunahme des Straßenverkehrs leidet die Stadtbevölkerung unter der nach Delhi zweithöchsten Luftverschmutzung Indiens. Ein dramatisch gestiegener Energie- und Wasserverbrauch hat oft stundenlange Strom- und Wasserausfälle in den ärmeren Wohnvierteln zur Folge, die Abfall- und Abwasserentsorgung bleiben weitgehend ungelöste Probleme. Neue Tiefbrunnen, die v.a. der Versorgung luxuriöser Wohnanlagen dienen, haben dazu geführt, daß sich der Grundwasserspiegel schon um mehr als 20 Meter abgesenkt hat.

Als sich die Stadt Anfang der 90er Jahre zu einem interessanten Ort für Kapitalanleger und Spekulanten entwickelte, waren ein Bauboom im Bereich anspruchsvoller Appartement-Komplexe sowie eine explosionsartige Erhöhung der Immobilienpreise die Folge. Allein 1995 stiegen die Grundstücks- und Mietpreise im Zentrum um bis zu 50%, in einigen noch unerschlossenen Stadtrandlagen, die für Gewerbegebiete und moderne Wohnanlagen vorgesehen sind, um bis zu 400%. 1997 zählte Bangalore zu den dreißig teuersten Städten der Welt. Im Zuge dieser Entwicklungen wurden viele Marginalsiedlungen, die sich auf gewinnträchtigem Land befanden, zerstört, die Bewohner in die unerschlossene Peripherie vertrieben. Auch viele Angehörige der unteren Mittelschichten können sich die teuren Mieten nicht mehr leisten. Sie werden aus ihren innenstadtnahen Wohnquartieren in die mittlerweile mehr als 500 Marginalsiedlungen, die sich oft weit abseits der Arbeitsmärkte befinden, verdrängt. Dagegen werden die Kerngebiete der Metropole und einige neue Stadtteilzentren durch architektonisch aufwendige Verwaltungs- und Wohnbauten sowie durch multifunktionale Dienstleistungszentren aufgewertet und von einer global orientierten, durch westliche Konsummuster und Lebensstile geprägten Mittel- und Oberschicht genutzt.

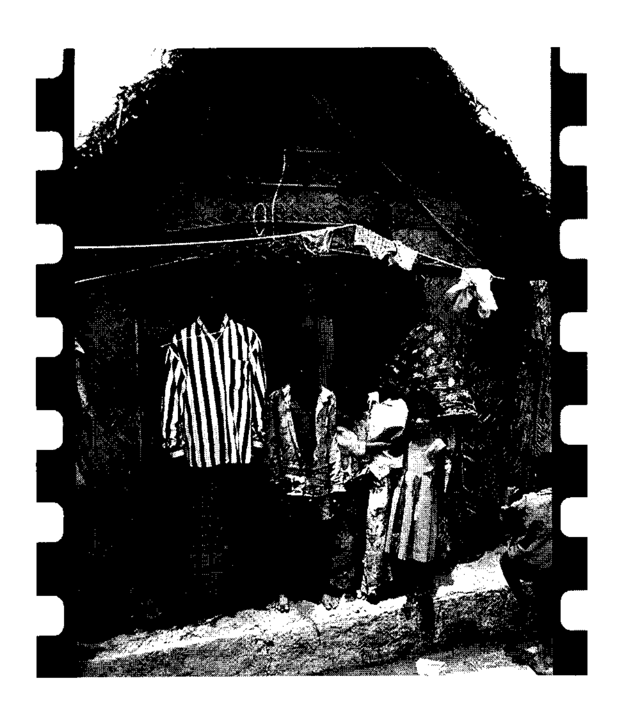
Konsequenz dieses Strukturwandels ist eine Verstärkung sozialräumlicher Disparitäten. Während in der Kernstadt die bipolare kolonialzeitliche Stadtstruktur erhalten blieb, sind die neuen Außenbezirke gekennzeichnet durch eine extrem kleinräumige Fragmentierung in Wachstums- und Wohlstandsinseln, die in das globale Netz sozio-ökonomischer Verflechtungen integriert sind, und in Gebiete ohne Anschluß, für deren Bewohner die Sicherung der Existenz im Vorder-

Der Wirtschaftskurs der BJP

► Seit Ende März bilden 18 Parteien und eine Vielzahl Unabhängiger unter Führung der Bharatiya Janata Party (BJP) die Regierungskoalition. Diese reicht von der extrem hindu-nationalistischen Shiv Sena über Vertreter regionaler Interessen bis zur sozialistischen Samata-Party. Der Zwang zu Kompromissen in der Koalition wird einen radikalen politischen Kurswechsel nicht erlauben. Das gilt auch für die Wirtschaftspolitik der BJP, die ohnehin zwischen hindunationalistisch-kulturalistischer Agitation und klientelorientierter Öffnung laviert. In der Vergangenheit hat sie sich etwa an Kampagnen gegen die Wahl der Miß World in Indien oder gegen ausländische Fast-Food-Ketten beteiligt, gleichzeitig jedoch indische Unternehmer unterstützt, die im Ausland tätig sind. Das alte Ziel der Selbstversorgung (»Swadeshi«) wird zwar weiterhin propagiert, aber wie viele andere BJP-Positionen nicht verfolgt (zur nationalistisch-rassistischen Ideologie der BJP s. *iz3w Nr. 215*).

Er rufe ausländischen Investoren ein »big welcome« zu, erklärte Finanzminister Sinha in einem Interview, fügte jedoch hinzu: »aber nur in einigen Bereichen.« So befürworte die Koalition eine Öffnung des staatlichen Finanzsektors für indische Privatunternehmen, aber »noch nicht« für ausländische Firmen. Investitionen aus dem Ausland könnten z.B. in den Versorgungsbereichen oder in der Hochtechnologie durchaus eine »wichtige Rolle spielen«, in bestimmten anderen Sektoren würden sie jedoch nicht benötigt.

aus: WOZ/Steffen Beitz/Red.



grund steht. Diese räumliche Fragmentierung ist steingewordener Ausdruck der gesellschaftlichen Polarisierung, die durch eine sich weiter öffnende Schere zwischen den Einkommen der ökonomisch gesicherten und der ungesicherten Bevölkerungsgruppen noch verschärft wird. Während die Gehälter im Computersektor jedes Jahr um rund 30% steigen – Berufsanfänger verdienen 10.500 Rs. (530 DM) im Monat, im Bereich des mittleren Managements liegt der Monatsverdienst bei rund 45.000 Rs. (2.250 DM) -, stagnieren die Löhne im ungesicherten informellen Sektor. Ein Bauhilfsarbeiter kommt im Monat gerade mal auf 1.200-1.500 Rs. (60-75 DM), zu wenig, um die einfachsten Grundbedürfnisse einer Familie zu sichern. Zu den Globalisierungsverlierern zählen aber auch Teile der unteren Mittelschicht, die im Zuge der Deregulierungs- und Privatisierungswelle in den staatlichen Industriebetrieben von Massenentlassungen und damit vom Verlust einer gesicherten Einkommensbasis und sozialer Vergünstigungen betroffen sind.

Dazu kommen die steigenden Lebenshaltungskosten. In den vergangenen drei Jahren erhöhten sich die Preise für Grundnahrungsmittel, Wohnraum und öffentlichen Transport um mehr als das Doppelte. Gängige Handlungsstrategien gegen eine weitere Verschlechterung der Lebensbedingungen sind die Erschließung zusätzlicher informeller Einkommensquellen meist durch weibliche Familienmitglieder und Kinder als Hausangestellte, Heimarbeiter/innen, im Kleinhandel und in der Prostitution, eine Reduzierung der Ausgaben vor allem in den Bereichen Bildung und medizinische Versorgung sowie die zusätzliche Kreditaufnahme bei informellen Geldverleihern. In der Mehrzahl der marginalisierten Haushalte übersteigen die Schulden das Monatseinkommen bereits um ein Vielfaches. Die Verschärfung ökonomischer Ungleichheiten geht mit einem Verlust an Rechtssicherheit für unterprivilegierte Bevölkerungsgruppen und mit einer wuchernden Korruption einher. Selbst für einfache Dienstleistungen, wie z.B. die Zugangsberechtigung zu einer höheren Schule, müssen inzwischen Schmiergelder bis zu 20.000 Rs. gezahlt werden. Ärmeren Bevölkerungsgruppen bleibt der Zugang zu formeller Bildung damit meist verwehrt.

Auch die vielgerühmte städtische Mittelschicht profitiert nur zum Teil vom »neuen« Bangalore. Der Wunsch nach Statussymbolen, westlichen Konsum- und Wohnstandards sowie die Notwendigkeit einer an die veränderten Erfordernisse angepassten Ausbildung der Kinder in teuren Privatschulen hat viele Familien in eine Verschuldungsfalle getrieben, der sie kaum entrinnen können. Im Wettbewerb um den Zugang zu renommierten Bildungseinrichtungen, d.h. im Gerangel um Punkte, Quoten und Sonderregelungen, und zu Arbeitsplätzen im modernen Dienstleistungssektor hat sich eine gnadenlose Ellenbogenmentalität herausgebildet, an der auch viele Angehörige höherer Kasten scheitern.

Als Folge dieser Entwicklung kann eine politische Radikalisierung vor allem der enttäuschten Mittelschichten festgestellt werden. Der Sieg der rechtsnationalistischen *Bharatiya Janata Party* (BJP, s. Kasten) und ihrer Verbündeten bei den Wahlen zum Bundesparlament im Februar auch in Bangalore spiegelt den gesellschaftlichen Strukturwandel mit seinen Verwerfungen auf der politischen Ebene wider. Die unerfüllten Erwartungen von Teilen der Mittelschicht und die zunehmende Polarisierung erhöhen das städtische Konfliktpotential. Ausdruck hierfür sind die steigende Zahl an Gewaltverbrechen, häufige Streiks und Landbesetzungen, meist gewaltsam ausgetragene Auseinandersetzungen mit kommunalistischem Hintergrund sowie Konflikte zwischen Anhängern und Gegnern der Globalisierung, wie etwa im Zusammenhang mit den Wahlen zur *Miß World* im Herbst 1996, als eine Bewegung von Kommunisten bis zur BJP hunderttausende gegen die in Bangalore stattfindende Mißwahl auf die Straße brachten.

... und TVs in den Hütten

▶ Der Mythos Bangalore als Erfolgsmodell einer vernetzten Welt hat seinen Glanz verloren. 1997 hat die schlechte Infrastruktur, eine schwerfällige und korrupte Bürokratie, das für indische Verhältnisse inzwischen hohe Preis- und Lohnkostenniveau sowie das hinter den Erwartungen zurückgebliebene Binnenmarktwachstum sogar für rückläufige Investitionen ausländischer Konzerne gesorgt. Einige Betriebe sind schon auf Standorte ausgewichen, die ähnliche Bedingungen bieten, wie sie Bangalore noch vor wenigen Jahren anzubieten hatte. Die Wachstumseuphorie ist gebremst, Spekulanten haben sich anderen Feldern zugewandt, und der überhitzte Immobilienmarkt hat sich abgekühlt. Vor allem hat die partielle Integration der Metropole in die global agierende Ökonomie weder zu einer Verbesserung der Verteilungsgerechtigkeit geführt, noch den sozialen Aufstieg unterprivilegierter Bevölkerungsgruppen ermöglicht.

Vielmehr hat sich die Metropole zu einer »Stadt der zwei Geschwindigkeiten« entwickelt. Auf der einen Seite lebt und arbeitet in den Zonen der Herrschaft und in den Enklaven des Luxus eine schmale politisch-ökonomische Stadtelite in einer engen Interessenskoalition mit den Zielen der transnational agierenden Hi-Tech-Unternehmen. Sie orientiert sich an westlichen Konsummustern, Lebensstilen und Verhaltensweisen und kommuniziert weltweit über Internet und E-mail. Das Interesse an einer Lösung der Problemlagen in der eigenen Stadt haben die meisten Globalisierungsgewinner längst verloren. Auf der anderen Seite lebt der überwiegende Teil der Stadtbevölkerung auch weiterhin ökonomisch und sozial marginalisiert. Krisenmanagement und die Sicherung der Grundbedürfnisse stehen hier im Vordergrund. Abwechslung bieten lediglich die 28 Kanäle des Satellitenfernsehens, das inzwischen auch in vielen Hütten der Marginalbevölkerung empfangen werden kann.

Anmerkungen:

1 Eine auf über 200 Millionen Menschen angewachsene Mittelschicht kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß immer noch mehr als ein Drittel der rund 940 Millionen Inder unterhalb der Armutsgrenze lebt. Die wachsende Kluft zwischen Armen und Reichen tritt besonders deutlich in den 29 rasant wachsenden Millionenstädten zutage (zur Wirtschaftsgeschichte Indiens nach der Unabhängigkeit s. *iz3w Nr.223/224*).

2 Der Hi-Tech-Boom der vergangenen Jahre ist auch auf verschärfte Visa-Bedingungen US-amerikanischer Behörden zurückzuführen: Bis vor kurzem waren nahezu die Hälfte aller indischen Computerspezialisten in die USA abgeworben worden. Dann wurde die Software-Entwicklung nach Bangalore verlegt, und die indischen Mitarbeiter klinken sich per Datenautobahn in die amerikanischen Computersysteme ein. Ein Vorteil dieser *Off-Shore* Produktion ist es, daß der Zeitunterschied von 13 Stunden zwischen den USA und Indien genutzt werden kann. Die Produktentwicklung wird dadurch wesentlich verkürzt.

▶ **Christoph Dittrich** ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Kulturgeographie der Uni Freiburg. Im Rahmen eines DFG-Projektes zum Thema Metropolenbildung und gesellschaftliche Polarisierung arbeitete er mehrere Monate in Bangalore.

Das Leiden der Leiber

»Paßt mir auf den Nigerianer Akpoborie auf, das ist ein super Spieler. Die Schwarzen sind alle besser als wir. Und wenn ihr nicht aufpaßt, Leute, spielen die alle, und ihr sitzt alle auf der Bank. Dann sind die Arbeitsplätze weg.«

Otto Rehhagel vor dem Heimspiel des von ihm trainierten FC Bayern gegen Hansa Rostock, in dem Akpoborie zum 1:0 Sieg der Gäste traf. Noch am selben Abend wurde Rehhagel entlassen.

»Sport ist Mord« ist die meist aus dem Schulsportunterricht bekannte Parole der Anti-Sportler, die unter dem ihnen auferlegten Zwang zur körperlichen Leistung litten. Heute kann sich mit diesem Spruch niemand mehr herausreden, und selbst die Kifferfraktion unter der postmodernen Sportjugend geht mittlerweile Snowboarden, Freeclimben, Mountainbiken oder Windsurfen.

Sport und Sportlichkeit sind angesagt. Vorbei sind auch die Zeiten, als kritische Geister noch gegen Sportereignisse als Instrumente nationalistischer Politik und Vehikel nationalistischer Emotionen protestierten. Während etwa 1974 zur Fußball-WM im Stadion noch Spruchbänder mit der Parole 'Chile si, junta no' in die Kameras gehalten wurden, votierte vor ein paar Wochen kaum jemand ernsthaft gegen die Austragung des Freundschaftsspiels Deutschland-Nigeria. Und wenn Boris Becker sich für den Schwartau-Konzern Nutella auf die Stulle schmiert oder die brasilianischen Ballvirtuosen in Nike-Schuhen durch Flughäfen tänzeln, tut das der Begeisterung für den vermeintlich renitenten Tennismulti oder den angeblich anderen Fußball – tatsächlich spielt Brasilien heute europäischer als die Europäer – keinen Abbruch. Im Gegenteil.

Was steht hinter dem Sportboom? Zunächst geht es – v.a. in den Gesellschaften des Nordens – um ein sinnliches Erleben von Leibhaftigkeit in einer Zeit, in der der Körper immer mehr von Technik und Maschine ersetzt wird. Insbesondere mit den oben genannten neuen Sportarten wird die Freude am Erleben von Körper und Natur verbunden. Voraussetzung von Freiheit und Spaß, von Easy Livin' ist Fitneß. Fit for Fun. Dazu muß der Körper modelliert, vorzeigbar sein. Und hier endet das Lied der Freiheit für die meisten, bevor es angefangen hat.

Anders jedoch als etwa in den 30er Jahren, wo ein ähnlicher Körperkult betrieben wurde, stehen die neuen Disziplinen nicht mehr im Dienst des Kollektivs, sondern für den Erfolg des einzelnen. Das Individuum steht in den neuen Einzelsportarten im Mittelpunkt einer autistischen Selbsterfahrung, die meist (Ich und der Berg...) mit Natur verbunden wird. Die wird auf der Hochleistungsflucht vor der Zivilisation unsicher gemacht – Reh und Wandersmann fliehen in panischem Schrecken, wenn in schrillen Farben der Biker aus dem Unterholz bricht.

Dessen Markenspezialausrüstung – man versuche einmal im Sportladen einen »normalen« Sportschuh zu bekommen – will erworben werden. Und damit ist ein zweiter Faktor des Sportbooms genannt: Mit Sport, der in Form seiner medialen Inszenierung die Massen vor den Bildschirmen vereint und fasziniert, lassen sich weltweit Märkte erobern und Milliarden verdienen. Zum einen impliziert die Kommerzialisierung aber den Ausschluß der meisten Menschen dieser Welt: In dem Moment, wo sich in den klassischen Sportarten der Süden zu Wort meldet und Erfolge feiert, werden neue Disziplinen kreiert, die garantiert nur denen zugänglich sind, die es sich leisten können. (Aus verschiedenen Gründen wird es jedenfalls noch etwas dauern, bis kenianische Snowboarder, Freeclimber oder Windsurfer in der Weltelite auftauchen.) Damit wird auch im Sport die alte Ordnung wiederhergestellt. Zum anderen bedeutet die Kommerzialisierung, daß der Sport immer mehr seiner Verwertung untergeordnet wird. Wenn etwa Fußballvereine zu Konzernen werden, die unter Erfolgsdruck und Profitzwang im Süden und im Osten auf die Jagd nach sogenannten jungen Talenten gehen, die mit den nationalen Kickern um die Arbeitsplätze konkurrieren; oder wenn solche Konzerne mit der Darstellung von sprach- und gesichtslosen Körpern schwarzer Sportler als Sinnbild natürlicher Kraft und Schnelligkeit für ihre Waren werben, bietet der Sport ein Spiegelbild des richtigen Lebens.

Neben dem globalen Athleten als (Werbe)träger von Geschäftsinteressen steht jedoch weiterhin der Athlet als Repräsentant der Nation. Im Nationalismus besteht ein mehr denn je virulentes Motiv der Sportbegeisterung. Das mittlerweile politisch, ökonomisch und kulturell infrage gestellte nationale Kollektiv, so scheint es, feiert im Sport fröhliche Urständ. Daß diese nicht fröhlich sein muß, zeigten die Feiern nach dem Gewinn der Fußball-WM kurz nach der Wiedervereinigung. Nationalismus im Sport ist aber kein deutsches Phänomen, das sich in Jan Ullrich und dem »TeamDeutscheTelekom«, Henry Maske oder Milka-Franzi erschöpfen würde. Brasilianische Erfolgsfeiern mögen sympathischer, südafrikanische Bemühungen um nationale Integration mittels Rugby, Fußball und Cricket verständlicher anmuten, weniger nationalistisch sind sie deswegen nicht.

In unserem Themenblock greifen wir mit dem Nationalismus in Zeiten der Globalisierung und dem Körperwahn, der sich im normierenden Leit- und Leidbild der Sportivität niederschlägt, zwei wesentliche Momente der allgemeinen Begeisterung für sportliche Betätigung heraus. Beide Faktoren sprechen der Rede von Sport und Spiel insofern hohn, als eine der schönsten Zeitverschwendungen der Welt immer weniger als solche gilt, sondern selbst mehr und mehr in den Zusammenhang von Ausbeutung und Disziplinierung des Individuums gerät. Etwas blauäugig möchten wir dem mit Boxfreund Bert Brecht entgegenhalten: »Ich bin gegen alle Bemühungen, den Sport zu einem Kulturgut zu machen, schon darum, weil ich weiß, was diese Gesellschaft mit Kulturgütern alles treibt, und der Sport dazu wirklich zu schade ist. Ich bin für den Sport, weil und solange er riskant (ungesund), unkultiviert (also nicht gesellschaftsfähig) und Selbstzweck ist.«

die redaktion

Fun for Fit

Körperideale, Marketing und Schlachtenbummler



von **Sigrid Weber**

Die Welt des Sports ist eine Welt der Körper. Das betrifft den Freizeitsport ebenso wie den Spitzensport. Die Blicke richten sich auf die Körper, deren Leistung gesteigert, die lust- und schmerzvoll erfahren, die präpariert und modelliert, die zum Vergleich ausgestellt und in der Differenz zum eigenen wahrgenommen werden. Durch diesen reduzierten Blick auf den Körper wird er zum Instrument von Herrschaft und zur Projektionsfläche rassistischer Stereotypen.

► Der Sport ist ein Phänomen der Moderne. Seine Vorläufer finden sich in der Spielkultur des vormodernen Alltags- und Festtagslebens, in dem Bedürfnisse nach körperlichem sozialem und emotionalem Kontakt befriedigt werden konnten. Im Prozeß der Modernisierung werden diese spielerischen gemeinsamen Körpererfahrungen zunehmend verregelt und standardisiert; das Spielerische verliert an Bedeutung zugunsten von Kampfregeln und Leistungsnormen; der Körper wird immer mehr abgewertet. Sportliche Praxis etabliert sich in unterschiedlichen Modellen z.B. im Erziehungs- und Bildungssystem. Parallel dazu entwickelt sich im Rahmen des Medizin-Diskurses das Konzept »Gesundheit« um die Themen körperlicher Diätetik und Hygiene. Durch Disziplin und Selbstdisziplin soll ein neues Verhältnis zum eigenen Körper entwickelt werden: weg von einer eher sinnlichen hin zu einer intellektuell-analytischen Beziehung. Der Körper wird zum Untersuchungs- und Erkenntnisobjekt, um ihn zu verbessern, leistungsfähiger und tüchtiger zu machen. Die daraus entstandenen Machttechnologien richten sich zum einen auf den individuellen Körper, der ökonomisch nützlich und politisch fügsam sein soll, sowie auf den Gattungskörper, die Bevölkerung. Ziel ist die Kraft, Gesundheit und Reinheit des nationalen Gesellschaftskörpers. In diesem biopolitischen Zusammenhang ist der moderne Sport im 19. Jahrhundert entstanden und mittels des Kolonialismus in die Welt gekommen.

Fit for Fun und Arbeit

► Bis heute hat der Sport diesen (selbst-)disziplinierenden Charakter beibehalten, doch erleben wir gegenwärtig eine Sport- und Körperwelle, die sich auf die gesamte Gesellschaft auszudehnen scheint. Wer sich heute sportlicher Aktivität verweigert, gerät geradezu in Erklärungsnotstand. Körperliche Betätigung wird vom Status bloßer Freizeitbeschäftigung in die höheren Weihen sinn- und verantwortungsvoller Alltags- und Lebensgestaltung überführt. Ein neues gesellschaftliches Leitbild hat sich etabliert, das der Sportivität. Damit ist viel mehr gemeint als Sportpraxis, Körpererfahrung und Gesundheitspflege. Hier geht es um Vorstellungen von geistiger Flexibilität und sozialer Offenheit, von Eleganz und Sensibilität, von Individualität und Aktivität. Im Themenüberblick auf der Titelseite eines der gegenwärtig boomenden Fitneßmagazine heißt es: »Power-Plan – So finden Sie den richtigen Sport für Ihren Körper-Typ – Garantiert durch Training nach Maß. Spaß-Paket – 3 Workouts zum Wohlfühlen«. Ein Workout ist ein perfekt durchorganisiertes Trainingsprogramm: »Wenn die Zeit knapp ist: Mit unserem Kombi-Workout trimmen Sie stets zwei Muskelgruppen auf einmal und verbessern Ihre Koordination.« Hier wird alles mittrainiert, was auch für den Arbeitssektor wichtig ist: Leistungsbereitschaft, Effektivität, Flexibilität. Man könnte meinen, beruflicher Erfolg habe körperliche Fitneß direkt zur Voraussetzung.

Fragt man nach den Motiven für die aktuelle Sportbegeisterung, geht es meist um den Ausgleich zu Arbeit und Alltagsstreß, die Gesundheit. Ebenso findet sich aber auch der Wunsch nach einer körperlich-sinnlichen Erfahrungsdimension. Im Sport beschäftigt man sich intensiv mit seinem körperlichen Selbst, es wird nach eigenen oder übernommenen Körperidealen modelliert, um seinen Körper zu spüren und zu zeigen. Das steht im Gegensatz zu den Erfahrungen in einer zunehmend durchrationalisierten und durchtechnisierten Welt, in der man beinahe ohne Körper auszukommen scheint. Virtuelles Erleben und Handeln ist von der Physis abgekoppelt. Die Kommunikation rund um den Globus erfordert keinerlei Bewegung. Immer mehr Teile des Körpers werden ersetzbar. Der Körper verkümmert zu einer zwar (noch) notwendigen, nur nicht ganz zu beseitigenden Existenz. Vielleicht ist das intensivierte Interesse am eigenen Körper eine Art Gegenreaktion auf die fortgesetzte faktische Abwertung des menschlichen Körpers. Sportivität und Sportbegeisterung wären demnach der Wunsch nach Wiederaneignung körperlicher Erfahrungswelten.

Subjektiv mag dieser Wunsch durch sportliche Aktivität sogar erfüllt werden. Tatsächlich hat sich mit dem neuen Leitbild der Sportivität nur ein neuer kultureller Habitus

etabliert, der in den Industrienationen fast die ganze Gesellschaft und im Süden die Mittelschicht erfaßt. In erster Linie läßt er sich jedoch wunderbar vermarkten. Der Sportartikelhersteller Nike Corporation nutzte die sportiven Trends und stieg damit zum Weltmarktführer auf. Allein in den letzten Jahren steigerte der Konzern seine Umsätze jeweils um ca. 40% (Gewinn vor Steuern: 1,3 Milliarden Dollar). Nicht zufällig hat der Konzern die Philosophie der Sportivität als zentrales Element seiner Corporate Identity installiert. Er vermittelt das Bild einer sportiven Angestellten-Aristokratie, in der fröhlich und viel, kreativ und kooperativ gearbeitet wird: »Keiner der 'jungen Soldaten' bei Nike, die mit einem kurzen Nicken oder Lächeln am Chef vorbeigingen, trug Schlips und Anzug wie der Boß, und einige der Männer hatten für Firmenkonventionen lange Haare. Die Welt außerhalb des World Campus nennen Nike-Angestellte 'die Biosphäre' oder auch die 'reale Welt'. Außerhalb des 'Schutzwalls' – so heißt der kurz gemähte Gras-Wall im Firmenjargon, auf dem man zu jeder Tageszeit Läufer entlang joggen sehen kann, – liegt Amerika. Innerhalb des Walls liegt Nikeworld, in der niemand rauchen darf, in der die Firma den Angestellten eine Zulage zahlt, wenn sie mit Rad oder Inline-Skate zur Arbeit kommen, und in der es okay ist, wenn man 'rüber zum Bo Jackson Fitneß Center geht und zur Mittagszeit zwei Stunden trainiert«, schrieb ein US-amerikanischer Journalist.

In die Wiege gelegt

► Weil die Welt des Sports eine Welt der Körper ist, ist sie in besonderer Weise anfällig für rassistische und exotistische Projektionen, die sich oft an körperlichen Differenzwahrnehmungen festmachen. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür lieferte vor kurzem der Kommentar eines Sportreporters beim WM-Vorbereitungsspiel Deutschland-Nigeria. Als die Nigerianer in der Anfangsphase einige Male ihre Virtuosität aufblitzen ließen, analysierte er: »Ihre Technik haben sie in Afrika in die Wiege gelegt bekommen. Das kann man, glaube ich, nicht lernen, damit muß man geboren werden.« Die Leistungen der Spieler werden also nicht als durch Training erworbene sportliche Fähigkeiten begriffen, sondern als angeborene anatomische oder physiologische Eigenschaften. Zuschreibungen dieser Art, wie sie sich häufig in Sportberichten und auch in der Werbung der Sportartikelindustrie präsentieren, positionieren schwarze AthletInnen in den Bereich der Natur bzw. des Animalischen. Es stellt sich die Frage, inwieweit diese Sprache der Diskriminierung nicht Folge des Begehrens nach Wiederaneignung körperlicher Sinneserfahrung, von Wunschträumen nach Authentizität und Natürlichkeit ist. Betrachtet man das Sportmarketing des Nike-Konzerns, wird dies evident. Ende 1996 übernahm er die Komplettvermarktung (Fernsehübertragungen, Ticketverkauf, die Spieler samt Frauen und Nachwuchs) des vierfachen Fußball-Weltmeisters Brasilien mit dem bisher teuersten Sponsorenvertrag der Sportgeschichte. Warum gerade Brasilien? »Der brasilianische Fußball ist mystisch. Unsere Marktforscher sagen, Brasilien ist jedem Nichtbrasilianer auf der Welt das zweitliebste Team, wenn nicht sogar das liebste«, erläutert Konzernchef Jim Small das Konzept. Der Mythos von Exotik, Leidenschaft und Salsa um den brasilianischen Fußball wird in bare Münze verwandelt: Seit Bestehen des Vertrages hat Nike seinen Umsatz an Fußballartikeln verachtfacht.

In den letzten Jahren zeigt sich eine Variante der Vermarktung von schwarzen SpitzensportlerInnen, die über die beschriebenen Formen der Naturalisierung und Exotisierung hinauszugehen scheint. Sportliche Großereignisse wie Olympia oder Weltmeisterschaften sind Aufführungen der Ideologie vom verbesserungsfähigen Körper. Die AthletInnen demonstrieren, wie die Leistung des Körpers durch immer neue Techniken und



Präparationen immer weiter maximiert werden kann. Damit mündet die Vorstellung von Körperlichkeit letztendlich in die Transformation zur Maschine. Dieser Utopie, die gleichermaßen positiv wie negativ besetzt ist, bedient sich die Sportartikelindustrie (oder auch Automobilkonzerne) in der Darstellung insbesondere von schwarzen SportlerInnen in Werbespots, die das effektive Zusammenspiel von Ästhetik und Kraft vermitteln sollen. Entpersonalisierung und Entindividualisierung zeigen sich hier in einem besonderen Maß.

Frei flottierende Waren

► Die Reduzierung der SportlerInnen auf ihren Körper und dessen Leistung räumt ihnen auch gleichzeitig eine Sonderposition in bezug auf die jeweiligen Einwanderungsgesetze in ansonsten erfolgreich abgeschotteten Staaten ein. Geht es um die bloße Leistung im nationalen Dress oder um die Zugkraft unter dem Firmenlogo, sind alle willkommen. Die deutsche Ringernationalmannschaft besteht zu einem großen Teil aus osteuropäischen Migranten, deren Einbürgerung einigermaßen problemlos verlief. Wenn sie den deutschen Medaillenspiegel bereichern, kümmert sich niemand mehr um Hautfarbe oder kulturelle Herkunft, die sonst als »Andersartigkeit« den nationalistischen Diskurs beherrschen. Das gilt vermutlich auch für den Leichtathleten aus Kenia, der auf unserem Titelbild die dänische Fahne schwingt und für Carlsberg wirbt. Trotz sportlicher Integration aber wird so schnell kein schwarzer Sportler deutscher Nationalheld im Range eines Ullrich oder Maske werden.

Im Zeichen von Kommerzialisierung und Globalisierung werden die SportlerInnen zu Waren, die frei flottieren können und nach Angebot und Nachfrage bezahlt werden. So lassen sich in Osteuropa und in Afrika Fußballspieler für ein Gehalt »einkaufen«, bei dem ein deutscher Regionalligakicker » nicht einmal zu verhandeln anfinge« (Volker Finke, SC Freiburg). Die großen Unternehmen, die für ihre Produkte – seien es Autos, Sportartikel oder Unterwäsche – werben, genießen Entscheidungsfreiheit darüber, wo wer zu welchen Bedingungen startet. Das jüngste Aufeinandertreffen der deutschen und der brasilianischen Fußballnationalmannschaften etwa mutierte zum Duell Adidas gegen Nike.

Trotz Globalisierung und Internationalisierung im Sport wird immer noch für ausreichende nationale Identifikationsmuster gesorgt – nicht zuletzt durch den technischen Fortschritt in der Übertragung sportlicher Großereignisse. Wurden bei den Olympischen Spielen in Rom im Jahre 1960 50 Kameras eingesetzt, waren es in Mexiko 70 und in Barcelona 1992 bereits 578. Der technische Fortschritt führt aber nicht etwa zu einer feinsinnigen Bildregie, sondern zu einem neuen Darstellungsprinzip, und das heißt Nationalismus. Ob er will oder nicht, der sportinteressierte Zuschauer vor dem Fernseher wird zum Schlachtenbummler. Er muß mit zum nächsten Schauplatz, sobald »sein Land« ins Spiel kommt. Die individuellen Körper der AthletInnen werden zum nationalen Körper organisiert und bieten dem Zuschauer durch die Identifikation mit dem Kollektiv die Möglichkeit, einen Teil der Selbstachtung zurückzugewinnen, die ihm dieses ständig entzieht.

Literatur

Bernd Bröskamp/ Thomas Alkemeyer (Hg.), Fremdheit und Rassismus im Sport, Sankt Augustin 1996

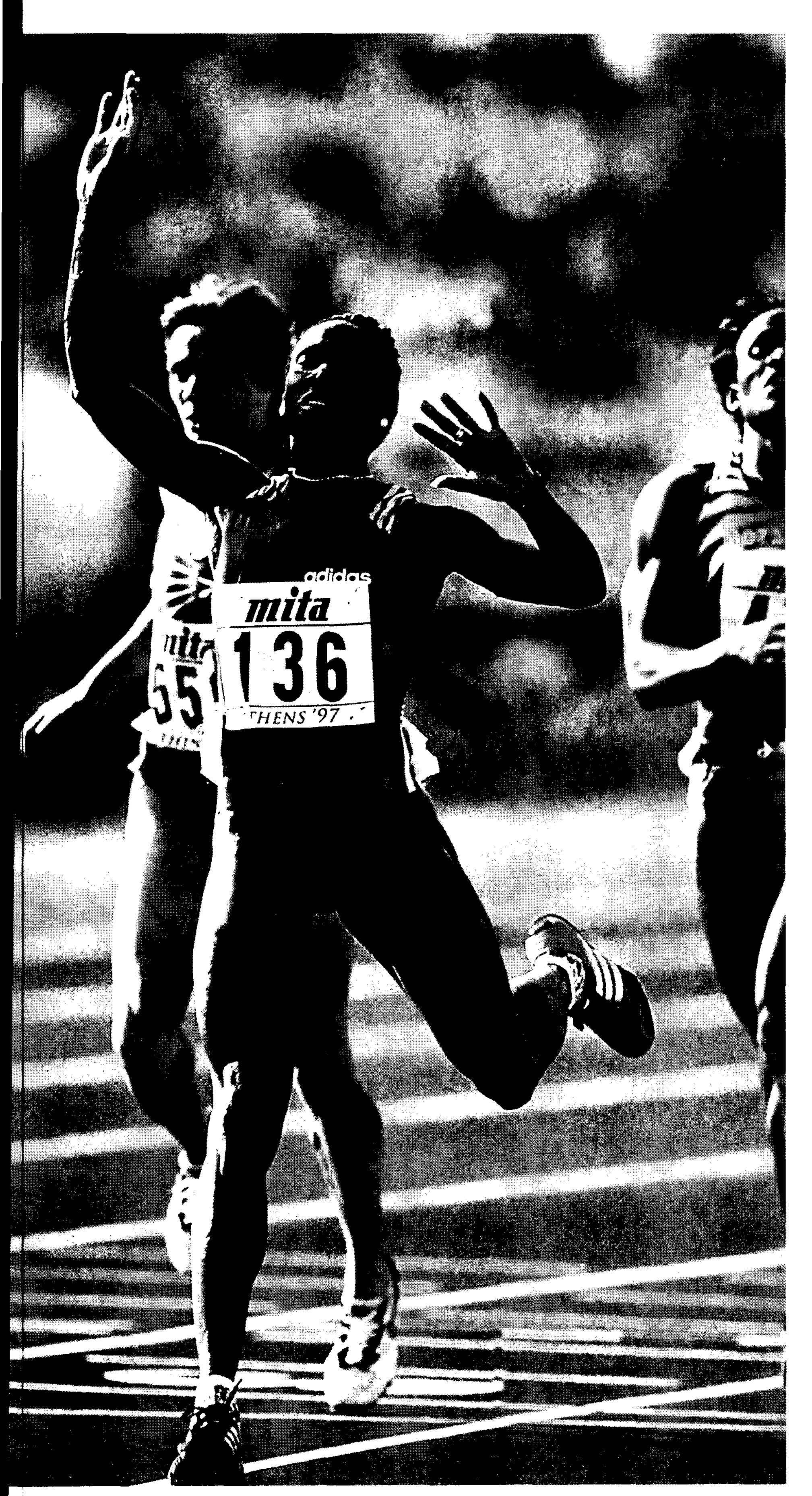
Gunter Gebauer (Hg.), Olympische Spiele – die andere Utopie der Moderne. Olympia zwischen Kult und Droge, Frankfurt 1996

Wolfgang Kaschuba, Sportivität, in: 17°C, Nr. 15, S. 22-34

► **Sigrid Weber** ist Mitarbeiterin des **iz3w**.

Global Player

Sport in Zeiten der Globalisierung

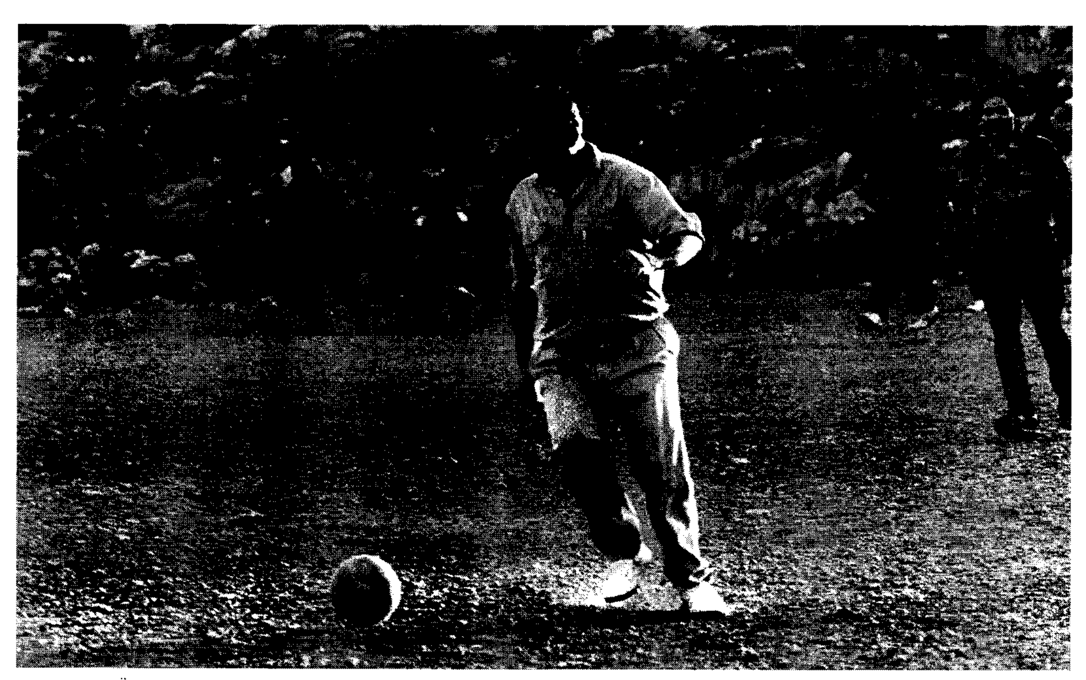


von **Bernd Bröskamp**

Rund drei Milliarden Zuschauer – die Hälfte der Menschheit – schauten das Endspiel der letzten Fußball-Weltmeisterschaft im Fernsehen. Kein Wunder also, daß der Sport immer wieder als Indikator der Globalisierung angeführt wird. Doch wie Wirtschaft und Politik erlebt auch der moderne Sport eine widersprüchliche Entwicklung von Universalisierung und Partikularisierung.

▶ Seit einiger Zeit gibt es neben den dominierenden ökonomischen auch kultur- und sozialwissenschaftlich geprägte Analysen von Globalisierung. Globalisierungsvorgänge sind danach gekennzeichnet durch *simultane* Prozesse der kulturellen Homogenisierung und Fragmentierung. Der Trend zu einer weltweiten Angleichung auf der Norm- und Werteebene ist in dieser Perspektive untrennbar verbunden mit einer Dynamik, die auf erneute Herstellung und gesteigerte Produktion von kultureller Vielfalt und Differenz drängt. Vorangetrieben wird diese Entwicklung durch einen ständigen grenzüberschreitenden Strom von Gütern, Bildern, Informationen und – nicht zuletzt – Menschen. Die Zirkulation von Produkten einer weltumspannenden Kulturindustrie geht mit grenzüberschreitenden Formen der Mobilität von der Geschäftsreise bis zur Massenmigration Verbindungen ein.

Der moderne Sport ist seit langem schon in diese Dynamik eingebettet. Auf der einen Seite steht seine weltweite Ausbreitung und seine Medialisierung. Die »global players« des Weltsports – der Fußball-Weltverband (FIFA), das Internationale Olympische Komitee (IOC), die Sportartikelindustrie – gehören ebenso dazu wie der Sport-Export in die »Dritte Welt«, der internationale Handel mit herausragenden Sportlern, ihre Rolle als Werbeträger für multinationale Konzerne und die Bedeutung des Sports ehemaliger Kolonialherren in den Kolonien. Auf der anderen Seite existieren diese dem ersten Anschein nach einheitlichen Tendenzen keineswegs isoliert von den ihnen entgegenwirkenden lokalen Rezeptionsweisen einer Sportart. Kulturelle Materialien, die von außen kommen, werden vor Ort angepaßt, überarbeitet und neu kommentiert. Kulturelle Heterogenität wird auf diese Weise auch im Sport immer wieder neu produziert: in der Definition des Sports, seiner Umdeutung und Neuschöpfungen, im Rahmen von Kreolisierungsprozessen sportlicher Praxisformen und im Kontext der Verwendung des Sports als Medium der Dar-



Local player Öçalan

Foto: R. Maro/version

stellung symbolischen Widerstands seitens kolonisierter Bevölkerungsgruppen.

Anhand der im 19. Jahrhundert von England ausgehenden Verbreitung einzelner Sportarten läßt sich das Zusammenwirken dieser beiden widerstrebenden Tendenzen exemplarisch zeigen. Der Fußballsport wird auf der ganzen Welt betrieben, aber die nationalen und lokalen Spielstile unterscheiden sich erheblich. Die für den brasilianischen Fußball charakteristische Mischung aus Spielakrobatik, Spielwitz, Erfindungsreichtum, Bewegungsrhythmik und Feststimmung wird nur dann verständlich, wenn man sie im sozial- und kulturgeschichtlichen Kontext von Straßenkultur, Samba und Karneval einzuordnen weiß. Ähnliches gilt für Cricket in der Karibik, das zwar die englische Form beibehalten hat, aber was Stil, Technik und Präsentation betrifft, kreolisiert ist, d.h. durchdrungen von afro-karibischen Normen, Werten und Männlichkeitsmustern. Die soziokulturellen Prozesse, um die es hier geht, lassen sich durchaus als eine Vereinnahmung sportlicher Praxisformen in die jeweils eigene Kulturgeschichte begreifen, als eine »*Naturalisierung, in denen der fremde, häufig imperiale und koloniale Ursprung der Formen neutralisiert oder durch verschiedene Formen der Wiederaneignung aktiv erobert wird. Sicher, Cricket war britisch, aber die hatten ja keine Ahnung, wie sowas gespielt wird. Cricket ist jetzt unser: freigegeben zur symbolischen Plünderung und zum symbolischen Tausch, wenn wir Trobriander sind, oder um der Welt die wahre Kunst und den wahren Stil vorzuführen (und die Briten in Grund und Boden zu spielen), wenn wir West- oder Ostinder sind. Was den Fußball und uns Brasilianer angeht, oder Boxen und uns Thai oder Koreaner, oder Turnen und uns Japaner ...*« [1] Diese Beispiele zeigen, daß mit der Ausbreitung des Sports die Welt ein Stück weit homogener geworden ist, daß aber zugleich innerhalb des rapide sich globalisierenden Raums des Sports kulturelle Differenzierungsprozesse am Werk sind.

Transnationales Sportfeld

▶ Sport, begriffen als konstitutiver Teil der Kulturproduktion, hat sich im Zuge von Globalisierungsprozessen zu einem transnationalen sozialen Raum entwickelt. Insofern bildet das Feld des Hochleistungs- und Spitzensports ein gesellschaftsübergreifendes Sozialsystem, das geographisch-räumlich diffus bzw. de-lokalisiert ist. Es handelt sich dabei um einen auf dauerhafte Existenz angelegten – eben nicht nur transitorischen – sozialen Raum. Dieser ist sowohl durch »eine wichtige Referenzstruktur sozialer Positionen und Positionierungen als auch die alltagsweltliche Lebenspraxis (erwerbs-) biographischer Projekte und Identitäten der Menschen bestimmt« und weist »gleichzeitig über den Sozialzusammenhang von Nationalgesellschaften« hinaus.[2] In diesem Sinne konstituiert der Bereich des Sports ebenso wie viele andere transnationale Sphären der Kulturproduktion (Kunst, Wissenschaft, Architektur, Musik, Tanz, Film usw.) ein soziales System, das gewissermaßen quer zu den Grenzen national-staatlich verfaßter Gesellschaften liegt. Für die Bewohner dieser Räume, z.B. für die Protagonisten von Grand Slam-Turnieren (Tennis) oder Grand Prix-Rennen (Motorsport), bedeutet »Heimat« heute New York (Flushing Meadows) bzw. Indianapolis, morgen Paris (French Open) bzw. Le Mans, übermorgen Wimbledon bzw. Silverstone. Sie ist ortsungebunden, und der mit ihnen von Turnier zu Turnier bzw. Rennen zu Rennen ziehende Troß von Trainern, Managern, Medienleuten, Konkurrenten usw. ist über mehr oder weniger lange Zeiträume immer derselbe. Der dabei notwendig schnelle und reibungslose Ortswechsel und der Fluß von Informationen werden durch eine entsprechende materiell-symbolische Infrastruktur gewährleistet. Die Transportmittel und -kanäle müssen ständig und zum Teil exklusiv zur Verfügung stehen. Modernste technische Mittel, insbesondere sämtliche direkten und indirekten Kommunikationsmedien, ermöglichen den Austausch und die weltweite Verbreitung von Informationen innerhalb kürzester Zeit. Entstanden sind in diesen Zusammenhängen sog. dritte – hybride – Kulturen, d.h. Sportkulturen und Lebensformen, die nicht mehr in nationalen, ethnischen oder regionalen Traditionen verhaftet sind, sondern Produkte eines durch Transnationalität gekennzeichneten Sport-Raums.

Eine Vielzahl weiterer sportbezogener Phänomene ließe sich unter dem Aspekt der Transnationalität beschreiben, so z.B. die Verlagerung von Produktionsstätten der Sportartikelindustrie in sogenannte Billiglohnländer wie die VR China oder die Tschechische Republik, die weltweit zu beobachtende kulturelle Diffusion bzw. Zirkulation sportlicher Praxisformen, Moden und Konsumgüter (»kalifornischer Sport« in Frankreich, asiatischer Kampfsport in der Bundesrepublik, Windsurfen in Kenia), die Einführung von Berufssportarten und Profi-Ligen in ökonomisch vielversprechende Kontexte (Fußball in Japan), die sozialen Prozesse, die z.B. schwarze Sportstars der internationalen Basketball- und Leichtatlethikszene (»Air«Jordan, »Magic« Johnson) zu Idolen für Jugendliche in Europa werden lassen usw.

Diese Transnationalität manifestiert sich natürlich auch in dem großen Strom von Berufs- und Hochleistungsportlern, die auf der Suche nach den lukrativsten Arbeitsverträgen und Siegprämien durch die Welt reisen. Ca. 400 amerikanische Basketballspieler sind

in den europäischen Ligamannschaften beschäftigt. Deutsche Fußballer üben ihre Ballkünste in Japan aus, die besten Fußballspieler der Welt werden nach Italien und Spanien gelockt. Die europäische *World League of American Football* ist bestückt mit talentierten American Footballspielern aus den USA. Erstklassige Eishockeyspieler aus Rußland und der Tschechischen Repuplik dominieren zusehends die amerikanische *National Hockey League* (NHL) und bewirken einen Rückgang des Anteils einheimischer Profis von 90% auf 60% innerhalb von 8 Jahren. Kenianische Nachwuchsportler bilden die größte Gruppe ausländischer Sportstipendiaten in Nord-Amerika. Talentspäher jetten rund um den Globus, um in entlegenen Gegenden junge Sportler zu rekrutieren, kostengünstig zu verpflichten und mit maximalen Gewinnspannen zu vermarkten (siehe Kasten). Die global agierenden Sportausrüsterfirmen (Nike, Adidas, Puma, Fila usw.) springen auf diesen Zug auf und lassen »die Berghänge, Täler, Wälder und Savannen im Nordwesten Kenias auf der Suche nach ... langbeinigen Lauftalenten«[3] systematisch durchkämmen, um auf diese Weise ihre Claims auf dem Markt der potentiellen Sportstars abzustecken. Diese wiederum müssen frühzeitig die Erfahrung machen, daß interkulturelle Kompetenz *und* Geschäftssinn zunehmend zum Berufsprofil weltweit tätiger Sportakteure gehören. Beides gemeinsam begünstigt die von nationalen Beschränkungen freie Fortsetzung von Sportkarrieren auch nach Beendigung der aktiven Laufbahn z.B. als Trainer, Sportberater, -organisator oder -manager. Herausgebildet haben sich hier feldspezifische, an den Raum und die Bedingungen des transnationalen Sports gebundene Muster der Migration.

Moderne-Nomaden

▸ Die in der Welt des Berufs- und Spitzensports beobachtbaren Wanderungsmuster unterscheiden sich bei allen typologischen Ähnlichkeiten von solchen der Massenmigration dadurch, daß sie ausschließlich einer globalen Elite mit besonderen Privilegien vorbehalten sind. Dabei handelt es sich um variable Migrationstypen, die je nach Sportart und Wettkampfkalender besondere Spezifika aufweisen. Beispielsweise sind einige Individualsportarten wie Tennis, Golf oder Motorsport mit ihren wechselnden Veranstaltungs-, Aufenthalts- und Trainingsorten eher durch den Typus der *transitorischen* Migration gekennzeichnet. Sie haben *Tournee*-Charakter. In einigen Teamsportarten wie Cricket und Rugby lassen sich hingegen Migrationsmuster erkennen, die denen der *Saisonarbeit* entsprechen. Die Spielsaisons in der nördlichen und südlichen Hemissphäre folgen zeitlich aufeinander bzw. schließen direkt aneinander an, so daß den Profis die Möglichkeit zur Teilnahme am Spielbetrieb ganzjährig offen steht. Das bedeutet eine entsprechend längere Aufenthaltsdauer verbunden mit temporären Formen der Niederlassung vor Ort. Diese verlängern sich entsprechend bei ganzjährig betriebenen Sportarten wie Fußball, die ggf. auch eine dauerhaftere Ansiedlung erforderlich machen.

Angesichts des extremen Erfolgsdrucks tendieren einige nationale Sportverbände dazu, Spitzensportler aus aller Welt mit attraktiven – millionenschweren – Anwerbungs- und Einbürgerungsangeboten für sich zu gewinnen. So scheut z.B. der australische Sportverband zur Zeit weder Kosten noch Mühen, hochkarätige Sportler, Trainer und Sportexperten insbesondere aus Osteuropa einschließlich der fünf neuen Bundesländer zu sich zu holen. Es gilt, die Siegchancen für die im Jahr 2000 in Sydney stattfindenden Olympischen Sommerspiele zu maximieren. Aller Voraussicht nach wird dann z.B. der weißrussische Hallen-Europameister im Stabhochsprung von 1996, Dimitri Markow, für das Ausrichterland Australien an den Start gehen. Die Staatsangehörigkeit von Sportlern und Sportlerinnen spielt zwar auch innerhalb des transnationalen Raums des Sports noch immer eine wichtige Rolle, um z.B. bei Weltmeisterschaften als Repräsentanten national-staatlich verfaßter Gesellschaften starten zu dürfen, aber sie erweist sich in steigendem Maße als *austausch-* und *wählbar*. Auch in Deutschland ist die Vergabe der Staatsbürgerschaft vorzugsweise an SpitzensportlerInnen (z.B. an die ex-rumänische Hochspringerin Alina Astafei oder den früheren südafrikanischen, nun in Karlsruhe tätigen Fuballspieler Sean Dundee) auffällig unkompliziert, zumal auf diese Weise die Startberechtigung für deutsche Nationalmannschaften gleich inbegriffen ist. Wo auch immer auf der Welt ein staatliches Interesse an symbolischer Repräsentation im Sport mobilisiert werden kann, gewinnt der Spielraum für die Vergabe der Staatsangehörigkeit (von der Ausstellung von Visa, Aufenthaltserlaubnissen und -berechtigungen ganz zu schweigen) eine Größe, von der jeder Immigrant oder Flüchtling nur träumen kann.

Sport und Massenmigration

▸ Doch auch die Massenmigrationen zeigten durchaus Verbindungslinien zum transnationalen Raum des Sports. Personifiziert sind diese in Sportlern wie Daley Thompson, Yannik Noah, Ruud Gullit, Linford Christie, Colin Jackson, Fatima Whitbread oder Oktay Urkal. Sie alle zählen zu der Schar erfolgreicher Sportler, die in west-europäischen Gesellschaften als Kinder von Einwandererfamilien aufgewachsen sind und den Sprung an die Weltspitze geschafft haben. Aber die globale Welt des *Spitzensports* wird im Grunde von grenzüberschreitenden Massenwanderungen wie jenen der Arbeits-, Armuts- und Flüchtlingsmigration nur am Rande berührt. Diese erfassen den Sport weniger in seiner Eigenschaft als Segment des Feldes transnationaler Kulturproduktion, sondern vielmehr auf den unspektakulären Ebenen des Sportkonsums und der Sportnachfrage innerhalb eines jeweiligen nationalen Sportraums. Es sind vor allem die örtlichen Sportanbieter, in Deutschland in erster Linie also die in den städtischen Ballungszentren und ethnisch gemischten Nachbarschaften und Stadtteilen angesiedelten Sportvereine sowie die hier existierenden Schulen und kommerziellen Fitness-Studios, die lernen mußten und müssen, ihre Sportangebote auf eine infolge von Einwanderungen kulturell heterogenisierte Bevölkerung zuzuschneiden.

Die großen Migrationsbewegungen haben innerhalb der lokalen Sport-Räume komplexer Gesellschaften zu ethnisch-kulturellen Pluralisierungen geführt. Für die deutsche

Sportgesellschaft besitzt diese Feststellung vielfältige Gültigkeit. Wer heute in einem Sportverein Fußball spielt, für eine Boxmannschaft in den Ring steigt oder auch einfach nur am Sportunterricht in der Schule teilnimmt, der tut dies gemeinsam mit Jugendlichen unterschiedlichster kultureller Herkunft. Infolge der steigenden Anzahl männlicher Sportvereinsmitglieder mit ausländischem Paß in traditionellen deutschen Sportvereinen hat sich die Mitgliederstruktur der Sportorganisationen verändert. Aber auch die Gründung sog. ethnischer Vereine im Kontext der Einwanderer-Communities hat zu kulturellen Ausdifferenzierungen des lokalen Sportangebots geführt. Überdies besitzen türkische und andere Einwandererjugendliche als zahlende Sportkonsumenten eine wichtige Bedeutung für Sport- und Fitness-Studios, die Kampfsportarten wie Karate, KungFu und Taekwando in ihrem Angebotsrepertoire haben. Weiterhin hat sich die Zusammensetzung des Sportpublikums in ethnisch heterogenen Stadtvierteln verändert, und, damit einhergehend, oftmals auch die Art des Zuschauerverhaltens (z.B. die Art der symbolischen Unterstützung, die Beifallsbekundungen, die Präsenz von Einpeitschern usw.). Nicht zuletzt haben es Sportlehrer und Sportlehrerinnen an den Schulen sowohl im normalen Sportunterricht als auch im Rahmen außerunterrichtlicher Sportangebote verstärkt mit einer kulturell heterogenen Schülerschaft und entsprechend divergenten Sporteinstellungen zu tun, für deren Unterrichtung sie im Rahmen ihrer Ausbildung in der Regel nicht vorbereitet worden sind. Sogar auf der institutionellen Ebene der Sportverbände sind migrationsbedingte Veränderungen zu verzeichnen, u.a. in Form der Einrichtung von Ausländerreferaten, der Einsetzung von Ausländerbeauftragten und Gremien wie Ausländerausschüssen durch die Landessportbünde, teilweise auch durch einige Sportfachverbände. All diese Entwicklungen zeigen, daß die Wanderungsbewegungen der Nachkriegszeit die deutsche Sportgesellschaft in weiten Teilen von Grund auf umgestaltet haben.

Anmerkungen:

1 MacAloon, J.J.: Intervalltraining. Haben die Olympischen Spiele universale Bedeutung? In: Gebauer, G. (Hrsg.): Olympische Spiele – die andere Utopie der Moderne. Olympische Spiele zwischen Kult und Droge. Frankfurt/M. 1996, S. 161.

2 Pries, L.: Transnationale Soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexico-USA. In: Ztschr. f. Soziologie, 25 (1996), 6, 456-472.

3 Der Tagesspiegel vom 19.03.1998.

▶ **Bernd Bröskamp** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Gesellschaft für *internationale Kultur- und Bildungsarbeit* in Berlin sowie Lehrbeauftragter am Institut für Sportwissenschaft der FU Berlin. Veröffentlichungen: u.a. Fremdheit und Rassismus im Sport (Hg. zus. mit Thomas Alkemeyer), Academia: St. Augustin 1996.

Agent mit Mission

Das zwielichtige Geschäft von Spielervermittlern mit afrikanischen Fußballern

▶ *Peter Schellhaas ist Makler. Er vermittelt allerdings keine Häuser, sondern afrikanische Fußballspieler. Schellhaas bewegt sich in einem windigen Milieu, doch er gibt an, mit den Kickern fair umzugehen. Denn er sei ein »Freund des afrikanischen Fußballs«. Im folgenden publizieren wir einen Auszug über die Spielervermittler und Talentsucher aus* ***Schwarze Sterne und Pharaonen. Der Aufstieg des afrikanischen Fußballs*** *von Eva Apraku und Markus Hesselmann, das im Göttinger Verlag 'Die Werkstatt' in Bälde erscheinen wird.*

Schellhaas hatte es sich auf die Fahnen geschrieben, von den Ausländern nicht mehr abzuverlangen, als auch der FIFA vorschwebt: zehn Prozent vom ersten Jahresgehalt des Spielers. Da die afrikanischen Kicker häufig jedoch aus Ländern kämen, in denen es zwar eine Amateur-, nicht aber eine Profiliga gebe, tendiere nicht nur ihre Transfersumme oft gegen null. Europäische Vereine – selbst Spitzenklubs – seien überdies auch nicht bereit, afrikanische Spieler auf einem ähnlich hohem Niveau zu entlohnen wie die Kicker des eigenen Kontinents. Obwohl beispielsweise der Nigerianer Finidi George mit Ajax Amsterdam 1995 Champions-League-Sieger wurde, betrug sein damaliges Jahresgehalt nur rund 430.000 Mark. Die meisten anderen Ajax-Spieler, so Peter Schellhaas, hätten zur gleichen Zeit rund zwei Millionen Mark im Jahr verdient. Und in kleineren Vereinen, in denen erheblich geringere Gehälter gezahlt würden, seien die Verhältnisse nicht anders.

Statt Spieler mit ungewissem Ausgang einzufliegen, konzentriert sich Schellhaas – neben seinem Aushängeschild »Jay Jay« Okocha – nun auf afrikanische Kicker, die sportlich zwar stark sind, in Europa aufgrund widriger Umstände aber dennoch zu scheitern drohen. »Vor allem in Belgien«, weiß Schellhaas, »grenzt die Behandlung afrikanischer Fußballer oft fast an Sklavenhalterei.« Windige Scouts trieben sich bei internationalen Turnieren mit afrikanischer Beteiligung herum und lockten die in Rechtsfragen völlig unerfahrenen Nachwuchskicker in Knebelverträge: »Die lassen sich über die Hälfte des Spielergehaltes abtreten, kassieren bei den Prämien mit oder bauen Tausende von Optionen in die Verträge ein.« Letztere erweisen sich stets zuungunsten der Sportler, aber zum Vorteil der Vermittler. Ist der Spieler gut, bleibt er an seinen Berater gebunden. Versagt er, wird er fallengelassen und steht nicht nur ohne Vertrag, sondern bald auch ohne Visum da. Auch in Deutschland habe beispielsweise der Nigerianer Angos Ikeji als »blinder Passagier« in einem Asylheim Zuflucht nehmen müssen, erzählt Peter Schellhaas. Und Ex-DDR-Star Jürgen Sparwasser, jetzt Präsident der Vereinigung der Vertragsfußballer, ergänzt diese Erfahrungen mit einer Geschichte von fünf afrikanischen Kickern, die von einem Vermittler mit vielen Versprechungen nach Köln gelockt wurden, dort aber bald nicht einmal mehr ein Dach über dem Kopf hatten. (...)

Daß afrikanische Spieler manchmal in völlige Abhängigkeit zu dubiosen »Beratern« gerieten, sei auch Schuld der FIFA, kritisiert Peter Schellhaas. Seit der Weltfußballverband am 20. Mai 1994 sein »Reglement betreffend Spielervermittler« erlassen habe, seien Fußballer stärker denn je an einmal eingegangene Verträge mit nicht-FIFA-lizensierten Vermittlern gebunden. Denn afrikanische Kicker, die nach ein, zwei Jahren beim Vergleich mit europäischen Kollegen feststellen, daß die Verträge mit ihren Beratern völlig gegen ihre eigenen Interessen verstoßen, haben kaum Möglichkeiten, sich von diesen zwielichtigen Managern wieder zu lösen. »Wenn ein Spieler die Dienste eines nichtlizensierten Vermittlers in Anspruch nimmt«, heißt es in Artikel 17 des Spielervermittler-Regiments, »liegt es im Ermessen der FIFA, ...den Spieler wie folgt zu bestrafen: ... – Geldstrafe bis zur Höhe von CHF 50.000,-; – Disziplinarsperre bis zu 12 Monaten.« Der nigerianische Olympiasieger Taribo West und sein französischer Verein AJ Auxerre *[mittlerweile ist West bei Inter Mailand beschäftigt; die Red.]* etwa, so berichtet *African Soccer* im November 1997, wurden von der FIFA dazu verdonnert, 27.000 bzw. 55.000 Dollar Strafe zu zahlen, weil sie mit dem nichtlizensierten Vermittler Michel Basilevitch zu tun hatten. Sowohl AJ Auxerre als auch Taribo West werden die Geldstrafe leicht wegstecken können. Ganz anders ist die Situation indes für unbekannte und schlecht bezahlte Spieler. Zieht so ein Fußballer gegen seinen Berater vor Gericht, offenbart er gleichzeitig die Mißachtung der FIFA-Regel und muß dementsprechend neben der Geldstrafe auch noch seinen Bann vom Spielfeld fürchten.



Our young democracy witnessed the ability of sport to act as a catalyst to bring people together, share excitement and build a nation.

Steve Tshwete, südafrikanischer Sportminister, zum Erfolg Südafrikas bei der Rugby-WM

Foto: R. Maro/version

Bafana, Bafana

Spitzensport soll die Identifikation mit dem neuen Südafrika fördern

von **John Nauright**

Sport spielt im Südafrika nach der Apartheid eine besondere Rolle für die Bemühungen um Identifikation der weißen und schwarzen Bevölkerung mit dem neuen Staat. Unvergessen ist etwa Nelson Mandelas symbolträchtiger Auftritt im Regenbogentrikot der Fußballnationalmannschaft anläßlich des Endspiels um die Afrika-Meisterschaft.

► Mit dem Ende des Apartheidssystems ergaben sich für Südafrika zwei Möglichkeiten der Sportförderung: Die erste bestand in der Förderung des Breitensports, d.h. insbesondere der schwarzen Bevölkerungsmehrheit, vor allem in den historisch vorwiegend »weißen« Sportarten wie Cricket, Rugby und den olympischen Disziplinen. Die zweite Möglichkeit wurde vor allem von vielen älteren Sportmanagern und Sponsoren von Elitesportarten vertreten: Südafrika sollte sich sofort in den internationalen Wettbewerb in allen Sportarten stürzen, sobald die Sanktionen aufgehoben würden. Diese Variante setzte sich schließlich durch – nicht zuletzt, aufgrund der kommerziellen Verlockungen und des nationalen Prestiges, das der internationale Sport verspricht. So kehrte Südafrika nach dem langen Ausschluß von kulturellen Großereignissen schnell in die Arenen des internationalen Sports zurück.

Der internationale Sportboykott, der von seinen südafrikanischen Befürwortern, unter dem Motto »kein normaler Sport in einer abnormalen Gesellschaft« vertreten wurde, zerfiel schon Anfang des Jahres 1992 mit Präsident de Klerks Ankündigung, die meisten Apartheid-Gesetze zurückzunehmen. Südafrika wurde in der Folge zur Cricket-Weltmeisterschaft in Australien und Neuseeland zugelassen und kehrte in die olympische Bewegung sowie in das internationale Rugby zurück. An der der Basis hatte sich jedoch – obwohl bereits 1991 im Cricket als erster Sportart formale Einheit von Schwarz und Weiß geschaffen worden war – noch wenig verändert. Dennoch zählte Sport von Beginn an zu den Schlüsselstellen für den Bau der neuen südafrikanischen Gesellschaft. Er soll Teil aller Entwicklungskonzepte sein und – im Sinne einer alten liberalen Ideologie – in Programmen für städtische Jugendliche Jugendkriminalität vorbeugen und soziale Kontrolle ausüben. Die Bildung einer neuen, vereinten Nation im Sportbereich sollte nun aber ausgerechnet durch Cricket und Rugby demonstriert und verwirklicht werden – den Sportarten also, die am meisten die Spaltung des Landes symbolisierten. Nirgends ist die Nachhaltigkeit der Teilung in der Vergangenheit sichtbarer, und nirgends sind die Aussichten des Vereinigungsprozesses deutlicher abzusehen.

Nostalgie in Ellis Park

► Zwei Großereignisse im Cricket und Rugby waren für das südafrikanische Nation-building durch Sport entscheidend: die Cricket-Weltmeisterschaft 1992 und die Rugby-Weltmeisterschaft, die 1995 in Südafrika stattfand. Beide Disziplinen waren während der Apartheid fest in weißen Herrschaftskreisen verwurzelt. Anfang 1992, also kurz vor Beginn der Cricket-WM, setzte Staatspräsident de Klerk ein Referendum unter den weißen Wählern an, die über die Fortführung der begonnenen Verhandlungen zur Abschaffung der Apartheid entscheiden sollten. Dabei nutzte die NP (National Party) geschickt die überraschende Halbfinalteilnahme der Cricketmannschaft für ihre Kampagne für die Fortführung des Verhandlungsprozesses. Eine Zweidrittelmehrheit sprach sich für die Verhandlungen aus. Es ist nicht unbegründet, anzunehmen, daß der Erfolg der Cricket-Mannschaft die weiße Bevölkerung »auf den Geschmack« der Teilnahme am internationalen Sportgeschehen gebracht hatte – und die ließ sich in Zukunft eben nur durch die Aufhebung der Apartheid gewährleisten. Eine ähnliche Wirkung dürfte die zur gleichen Zeit angekündigte Veranstaltung von Freundschaftsspielen Südafrikas gegen die *All Blacks* (das legendäre neuseeländische Rugbyteam, so bezeichnet nach ihren schwarzen Trikots) und die Weltmeister *Australian Wallabies* erzielt haben.

Trotz des unter den Weißen bekundeten Willens, ein neues politisches System auszuhandeln, zeigte dann das Rugby-Freundschaftsspiel zwischen Südafrika und den *All Blacks* 1992 das Weiterbestehen von rassistischen und nationalistischen Wertvorstellungen der weißen Südafrikaner. Das Spiel fand nur wenige Wochen nach dem Massaker vom 17. Juni in Boipatong statt. Hier waren schwarze Demonstranten in einem Township zusammengeschossen worden. Der ANC hatte zunächst den geplanten 'short rugby tours' in der Hoffnung zugestimmt, Vertrauen unter der weißen Bevölkerung und mora-

lische Unterstützung zu gewinnen. Nach Boipatong wollte er zunächst seine Zustimmung zurückziehen. Unter der Bedingung aber, daß die auswärtigen Mannschaften Boipatong besuchen und eine Schweigeminute vor den Spielen eingehalten würde sowie der Forderung, daß weder die weiße südafrikanische Fahne gehißt noch die weiße Nationalhymne bei den Freundschaftsspielen in Johannesburg und Kapstadt gespielt werden sollte, gab der ANC doch noch seinen Segen. Allerdings brach der Präsident des Rugby-Verbandes, Louis Luyt, ein Mann, der seine Stellung aus Zeiten der Apartheid hinübergerettet hat, die Abmachung schon beim ersten Spiel in Johannesburg. Er ließ die Nationalhymne spielen, als die meisten Fans die Fahne schwangen und die Nationalhymne sangen, während sie ungeduldig auf das Spiel warteten. Jahre der Frustration wurden hier in einer Feier der weißen Kultur und mit der Freude über die Rückkehr ins internationale Rugby kompensiert. Eigenen Bekundungen nach dem Spiel zufolge waren es die weißen Rugbyfans satt, »auf schwarze Politiker hören zu müssen« – sie, die es doch gewohnt waren, Gegner ihres Systems schlicht festzunehmen oder umzubringen. Sie sträubten sich – teilweise sogar wider besseres Wissen – gegen die konkrete Erfahrung, daß ihre Dominanz schwand. Trotz der Unterstützung des internationalen Rugby durch den ANC waren viele weiß verärgert über das, was sie als Einmischung der Politik in »ihren« Rugby betrachteten.

Ellis Park ist zudem der geeignete Ort für eine rassistische Machtdemonstration. Zum einen ist das größte Rugby-Stadion der Welt selbst eine Ikone, die die Macht der weißen südafrikanischen Kultur und Wirtschaft, sowie südafrikanischer Planung und Ingenieurskunst symbolisiert. Zum anderen überrascht es nicht, daß ein sportliches Ereignis zum Ort der offenen Demonstration weißer Feindseligkeit geriet. Mit seinem Charakter des »wir gegen sie« schafft der Sport einen Raum, der der mehr oder weniger offenen Äußerung von rassistischen Haltungen förderlich ist. Solche kamen auch im weiteren Verlauf der Auseinandersetzung um die Rugby-Tour zum Ausdruck: Als der ANC trotz des Vertragsbruchs weiteren Spielen zustimmte, wurde diese Entscheidung von weißer Seite als »verantwortliche, erwachsene« Entscheidung der Schwarzen betrachtet. Daraus spricht die Kontinuität eines Verhältnisses zu den Schwarzen und besonders zum ANC, das geprägt ist von der paternalistischen »civilizing mission«. Sie dient der Selbstvergewisserung des weißen Südafrika. Die Ereignisse in Ellis Park sind ein Beispiel dafür, wie dominante Kulturen sich rekonstituieren und ihre kulturellen Ansichten und Werte mit Nachdruck behaupten, wenn sie dabei sind, die konkrete Macht zu verlieren, auf der ihre Hegemonie basierte. Im alten Südafrika bestimmten überwiegend weiße, männliche Autoritäten darüber, was zur nationalen Kultur gehörte und was nicht. Nun befürchten viele Weiße eine schwarze Dominanz.

Südafrika präsentiert sich als exotisches Ziel für Sporttourismus

Auslöschung der Geschichte

► Sport, und insbesondere das Rugby, gehört zu den symbolischen Feldern, auf denen das weiße Südafrika um die Kontinuität seiner kulturellen Hegemonie ringt. Für weiße Südafrikaner hat nichts den Erfolg ihrer kollektiven Vergangenheit so sehr symbolisiert wie das Springbok-Emblem, das weiße Nationalmannschaften trugen und das stark mit der Rugby-Nationalmannschaft verbunden wurde. So kommt dem Rugby für viele Weiße im »neuen Südafrika« eine wichtige Rolle zu: Mit seiner geradezu historischen Bedeutung kann es als Bastion weißen kulturellen Widerstands fungieren, während neue Strukturen entstehen.

Das wurde während der Rugbyweltmeisterschaft (RWM) 1995 deutlich. Die RWM wird mit ihren enormen Fernsehzuschauerzahlen als viertgrößtes internationales Sportereignis eingestuft. Außerdem wurde sie 1995 als Vorstufe für die Bewerbung um die Olympischen Spiele 2004 in Südafrika betrachtet (Hier hat inzwischen Athen den Zuschlag erhalten). Nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Bedeutung internationaler Sportereignisse für die nationale Wirtschaft maßen die Regierung und Präsident Mandela der erfolgreichen Ausrichtung der RWM enormen Wert bei. Hier konnte das Land seine Fähigkeiten und Möglichkeiten unter Beweis stellen.

Mandela traf sich im Vorfeld der RWM mit führenden Rugby-Vertretern und Spielern. Er versprach volle Unterstützung für die Nationalmannschaft und verband das mit dem Zugeständnis, daß das Springbokteam die letzte fast ausschließlich weiße Rugbymannschaft sein sollte, die das Land in einer Weltmeisterschaft vertreten werde. Mandelas Unterstützung ermöglichte es, die RWM in allen Bereichen der südafrikanischen Gesellschaft zu vermarkten und die (weißen) Springboks mit dem Slogan »Eine Mannschaft, ein Land« in das Turnier zu schicken. Der Präsident ging soweit, bei einer Jugendveranstaltung zum Gedenken der Studentenproteste in Soweto eine Springbok-Mütze zu tragen. Am Ende seiner Rede sagte er: »Seht Ihr diese Mütze, die ich trage? Diese Mütze ehrt *unsere Jungs* (bafana), die morgen nachmittag gegen Frankreich spielen.« Mandela nahm damit den Schlachtruf (»Bafana, bafana«) auf, mit dem die Fans auch im Fußball ihre – in dem Fall gemischte – Nationalmannschaft anfeuern.

Zur Überraschung vieler Beobachter schienen die Rugby-Fans 1995 die Symbolik des neuen Südafrika, insbesondere die neue Regenbogenfahne anzunehmen. Der ANC trug dazu bei, indem er die weiße als eine der beiden offiziellen Hymnen beibehielt und der Rugby-Nationalmannschaft erlaubte, weiterhin den Springbok als Emblem zu tragen. Mandelas Unterstützung für die Springboks erweckte bei vielen Weißen Gefühle nationaler Zugehörigkeit, die durch den Sieg im RWM-Finale noch Auftrieb erhielten.

Neben der Fahne und der alten Hymne diente Shosholoza, ein Lied in Zulu, zur Repräsentation der Springboks bei der RWM. Das Lied, das Bergarbeiter aus Zimbabwe auf ihrem Weg in die Goldminen Südafrikas sangen, wurde als Sporthymne zu einem zentralen kulturellen Element der Präsentation des neuen und geeinten Südafrika. Diese Rainbow Nation wurde bei der Eröffnungsfeier der RWM in einer Art vorgeführt, die weißen Rugbyfans kaum mißfallen konnte. Denn letztlich bestand der Erfolg der eigens geschaffenen Zeremonie in der Auslöschung der Geschichte. Der südafrikanische Schriftsteller und Universitäts-Professor J.M. Coetzee schrieb in seiner detaillierten Kritik der RWM: Die Zeremonien »präsentierten eine ent-historisierte Sicht des touristischen Südafrika: zufriedenes Stammesvolk und glückliche Bergarbeiter wie im alten Südafrika, aber

irgendwie gereinigt und geheiligt durch den Regenbogen.« Ähnlich wie in Disney World alle potentiell beschämenden Momente amerikanischer Geschichte unterdrückt werden, so übte die RWM-Eröffnungsfeier Verrat an der Geschichte von Kampf, Widerstand, kapitalistischer Herrschaft, Rassismus, Segregation, Sexismus und Apartheid, indem sie der Welt ein »glückliches« und vereintes »neues« Südafrika präsentierte. Coetzee beklagte außerdem, daß in den RWM-Feiern Südafrika aus der Perspektive eines Fremden konstruiert wurde, in Bildern, die mehr an amerikanische Werbung erinnerten als an südafrikanische Realitäten. Südafrika wurde dargestellt als ein »exotisches Reiseziel für Sporttourismus – als das sicherlich etwas andere, aber doch nur in einer pikanten und leicht verdaulichen Weise«.

In dieser Weise dient die westliche postkoloniale Darstellung exotisierter »Anderer« dazu, die auch im Sport verkörperten hegemonialen Werte zu legitimieren. Und gerade in Momenten des Voranschreitens und der Veränderung werden diejenigen, die ihre vermeintliche Exotik zu verlieren beginnen, reexotisiert, um Weiße und »die anderen« an ihre historische, gleichwie zeitlose Realität zu erinnern. So präsentierte die Bilderwelt der RWM ihrem internationalen Publikum ein Afrika, das das alte Apartheid-Konzept von getrennten Nationen und Kulturen innerhalb Südafrikas bestätigte. Weiße, die in diesem System erzogen wurden, verstehen solche Metaphorik und Aufmachung leicht. So konnten sich weiße Rugbyfans mit ihrer Nation, wie sie im Stadion und im Fernsehen dargestellt wurde, identifizieren, während das Spektakel die Realitäten Südafrikas, wie sie von der Mehrheit der Bevölkerung erfahren werden, ignorierte.

Im Sport vereint?

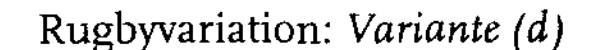
► Während viele Globalisierungs-Theoretiker vom Bedeutungsverfall des Nationalstaats sprechen, scheint im Bereich des Sports das Gegenteil der Fall zu sein. Der internationale Sport und seine Großereignisse zählen sicherlich zu den bedeutendsten kulturellen Handlungen bei der Konstruktion und Rekonstruktion nationaler und lokaler Identitäten im globalen Zeitalter. Dementsprechend bemühte sich die Republik Südafrika schnell um die prestigeträchtige Ausrichtung großer Sportereignisse wie der Olympischen Spiele oder verschiedener Weltmeisterschaften. Südafrika bewirbt sich z.B. um die Fußball-WM 2006 und präsentiert sich als einziges Land des afrikanischen Kontinents mit der für solche Veranstaltungen nötigen Infrastruktur.

Südafrikanische Regierende, Medien und Sportmanager haben zudem sehr schnell die nahezu universellen Sport-Diskurse aufgenommen. Sie tragen den Mythos des fair play, den Ruhm internationaler Siege und den Gedanken, Sport könne die Nation zusammenbringen, weiter. Im Rahmen solcher Diskurse dienen in der Regel auch Bilder aus der Vergangenheit zur Konstruktion kollektiver Identität. In Südafrika ist das aufgrund der Geschichte der Apartheid jedoch schwierig. Hier müssen neue Bilder der Nation geschaffen werden, die zu beiden passen: zu den Weißen, die so viele Machtpositionen in der Wirtschaft und den Medien innehaben und zur afrikanischen Mehrheit, die während der Zeit der Apartheid so viele Opfer brachte.

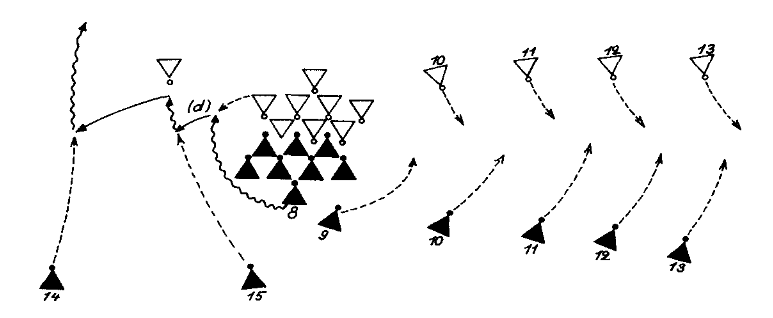
Zudem ist die Fokussierung der Nationenbildung auf den internationalen Sport insofern gefährlich, als immense Summen für große Sportveranstaltungen investiert wurden und damit nicht zur Beschaffung von Wohnraum, zur gesundheitlichen Versorgung oder im Erziehungswesen zur Verfügung stehen. Die RWM vertuschte diese Probleme des neuen Südafrika. Regierung und Medien taten sich zusammen, um die Nation nach innen und außen »vereinigt« zu präsentieren.

Tatsächlich hat sich jedoch bis heute auch im Sport nicht viel verändert. Weiterhin stehen Weiße an der Spitze der alten, weiß dominierten Sportarten wie Rugby und Cricket. Weiße Cricketspieler sind zwar Stars sowohl in den reichen Vororten als auch in den Townships – dort jedoch bleibt der Fußball die vorherrschende Sportart. Entgegen der oft leidenschaftlichen Rhetorik trennen das Erbe der Apartheid, die Ungleichzeitigkeit kapitalistischer Entwicklung und die massiven Unterschiede zwischen Reichen und Armen weiterhin das Land. Die imaginierte nationale Gemeinschaft bedeutet für Schwarze und Weiße Verschiedenes. Und selbst wenn der Auftritt Südafrikas bei der Fußballweltmeisterschaft im Sommer 1998 eine ähnlich elektrisierende Wirkung haben sollte wie die Rugby-WM 1995, bleibt die Frage, was damit gewonnen wäre.

► *Der Text wurde entnommen aus: Sport, Cultures and Identities in South Africa, Leicester University Press, London/Washington 1997, von der Redaktion gekürzt und frei bearbeitet; Übers. Anne-Françoise Weber*



Rugbyvariation: *Variante (d)*



Was zum Teufel ist Cricket?

► Cricket gehört zu den Sportarten, die wie der Fußball aus England über die Welt bzw. das Commonwealth gekommen sind. Im Unterschied zum Fußball hat sich Cricket nämlich nur in den ehemaligen englischen Kolonialgebieten durchsetzen können. Dort allerdings blieb es – mehr oder weniger freiwillig – in der Regel auch nach Abzug der Engländer und der Unabhängigkeit Nationalsportart. In Indien etwa kann die Cricket-Berichterstattung die Sportseiten der Tageszeitungen ganz alleine füllen. Im Rest der Welt fragt man sich derweil, was denn langweiliger sein könnte als Cricket? Die Antwort: Beim Cricket zuzusehen. Tatsächlich dauern Cricketländerspiele mehrere Tage, es passiert minutenlang wenig bis gar nichts, und der Engländer liebt es, während er seinen Helden bei ihrem merkwürdigen Tun zuschaut, auf den Rängen in aller Ruhe seinen Tee zu nehmen. Die Langeweile wird nur dann durchbrochen, wenn England, was nicht gar so selten der Fall ist, gegen eine seiner Ex-Kolonien verliert. Selbst bei Eurosport, dem Sportkanal, dem keine Form der Fortbewegung zu absurd, kein Wettstreit zu öde und kein Rekord zu blöde ist – selbst dort ist Cricket nie zu sehen.

In Wirklichkeit verhält es sich beim Cricket aber wohl wie bei allen Sportarten – und den meisten Dingen im Leben überhaupt: Es langweilt sich, wer nichts versteht. Und damit das auch so bleibt, wir also nicht demnächst beim Sonnenbad auf grüner Wiese von kleinen harten Bällen getroffen, von ganz in Weiß gewandeten Sportsmen auf ihrer Jagd nach eben jenen überrannt oder von wüsten Schlägern, bei deren meist ergebnislosen Versuchen, mit ihren Holzprügeln die kleinen Bälle möglichst weit in die Pampa zu dreschen, erschlagen werden – damit also das Cricket da bleibt, wo es hingehört, soll auch hier der Mantel des Schweigens über diese absonderliche Sportart gedeckt werden. Nur so viel: Cricket hat, obwohl es ähnlich spießig ist, mit Crocket nichts zu tun und ist ein bißchen so wie Baseball. *jm*



Foto: W.-D. Junghanns

Maske der Einheit

Boxen und Herrschaftstechnik

von **Wolf-Dietrich Junghanns**

Der Ost-West-Einigungsprozeß war Henry Maskes eigentlicher Sparring-Partner. Nicht zufällig überschneidet sich die Ära des Boxer-Kults um Maske mit den »harten Zeiten« deutscher Vereinigung. Exemplarisch wird die inszenierte politische Bedeutung des Faustkampfes und seines koketten Spiels mit kontrollierter Gewalt für die sich zuspitzenden Verteilungskämpfe in der Übergangszeit zur Berliner Republik aufgezeigt.

► Die deutsche Boxbegeisterung hat seit dem Rücktritt Henry Maskes merklich nachgelassen. Anderen bundesdeutschen Anwärtern auf eine der vielen Weltmeisterschaften fehlt es an der »deutschen Herkunft« oder am geeigneten Fernsehsender, um ähnliche Popularität zu erlangen. Es heißt nun öfter: Der Boxboom war bloß ein Maske-Boom. Dafür spricht vieles, dennoch bleibt wohl zu beachten, daß es sich nicht um den Aufschwung irgendeiner beliebigen Sportart handelte. Die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung der Maske-Ära stellt sich gerade, weil Maskes sportliche Bedeutung infolge der Niederlage im letzten Kampf seiner Karriere schnell relativiert wurde – es sei dahingestellt, ob zu Recht oder zu Unrecht –, und auch seine politische Rolle kaum noch gefragt zu sein scheint, zumal mit dem »ersten deutschen Sieger der Tour de France«, Jan Ullrich, auch eine neue »gesamtdeutsche Integrationsfigur« gefunden wurde. Die Feststellung, daß Maske der Mann einer vergangenen Epoche war, drängt sich jedoch nicht allein deshalb auf, weil er nicht mehr boxt und die Sportgeschichte vorangeschritten ist. Vielmehr hat sich gleichzeitig auch die Gesellschaft im Ganzen verändert. Vorüber ist der einleitende Übergang der deutschen Vereinigung, nach dem der Regel- und Institutionentransfer in den bzw. im Osten weitgehend abgeschlossen sind. Die Ostdeutschen sind in der Bundesrepublik angekommen und haben nun primär mit deren überlieferten, nun gesteigerten und für sie neuen Problemen zu tun: Mangel an Erwerbsarbeit, Steuergesetzgebung, Gesundheits- und Sozialversicherungsreform u.a.

In seiner medialen Präsentation war Henry Maske eine der prominentesten Figuren dieses im Vergleich zu den anderen postsozialistischen Gesellschaften finanziell gut abgefederten Übergangs, den er – als Boxer! – integrierend beförderte. Inhaltlich ist an seiner Symbolrolle zunächst folgendes hervorzuheben: Er zog verschiedene Gruppen von Ostdeutschen an – neu Etablierte offenbar ebenso wie neue Außenseiter – und symbolisierte besonders den Willen zur Selbstbehauptung von Ostdeutschen gegenüber »dem Westen« *und* zugleich deren Westintegration, indem er zu einem Modellfall für den Übergang zur Marktwirtschaft und die davon erhofften sozialen Fahrstuhleffekte erhoben wurde. Er stand, wie schon Schmeling, vor allem für traditionelle deutsche Arbeitstugenden und war zugleich, viel mehr als dieser, ein Protagonist der Konsum- und Erlebnisgesellschaft, die ganz im Gegensatz zur gebotenen Askese des Sportlers steht. Sofern seine öffentliche Person zum Träger von Geschlechterrollendefinitionen wurde, figurierte er zum einen als Sexidol, zum anderen als ein allen Versuchungen widerstehender Schwiegersohn, Ehemann und Vater, der seine Familie mit einem gefährlichen Beruf versorgt. Vor dem Hintergrund der hohen Erwerbslosigkeit ostdeutscher Frauen, der wirtschaftlich erschwerten Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf, der Klagen über die »ungebrochene Erwerbsneigung« ostdeutscher Frauen, des von der Regierung propagierten traditionellen weiblichen Rollenbildes und nicht zuletzt mit der moralisch-ethischen Demontage des DDR-Frauensportes bedeutete die Inszenierung »deutscher Boxboom« eine maskuline Bestimmung und Repräsentation der Einheit, d.h. der neuen Bundesrepublik, die aus östlicher Sicht eine Re-Maskulinisierung darstellt.

Heldenproduktion im Ring

► Maske symbolisierte nicht nur die deutsche Vereinigung und Einheit, sondern ebenso Methoden gesellschaftlicher Konfliktbewältigung, die vielzitierte »Zunahme von Gewalt«, reale und propagierte Privatisierungen oder die Reformen des Sozialstaates. Maskes Ära markierte den Beginn forcierten gesellschaftlichen Wandels. Der symbolische Maske hat, auf eine relativ behutsame, aber dennoch merkliche Weise die Deutschen in Ost und West auf den Weg in eine andere Republik gebracht.

Der Fernsehsender RTL vermarktete Maske gezielt als »deutschen Helden«, was von den Printmedien aufgenommen und mitverbreitet wurde. Dabei wurde Maske nach und nach zum »gesamtdeutschen Sportidol« und »Einheitsbotschafter« stilisiert. Am auffälligsten wohl durch die landesweite Plakataktion des »Wir für Deutschland e.V.« und der »Aktion Gemeinsinn, Bonn«, die mit eine der größten Aktionen für die deutsche Vereinigung bildete. Diese Rolle wurde auf politischer Ebene durch Treffen mit Repräsentanten des Bundes und der Länder auch offiziell anerkannt. Vor dem Hintergrund der Debatten um ein Einwanderungsgesetz und das »Ausländerproblem« handelte es sich bei der Kontroverse darum, wer der »bessere Deutsche« sei – der 1988 aus Polen in die Bundesrepublik gekommene Michalczewski oder Maske, auch um eine Abgrenzung »des Deutschen« nach außen, vor allem gegen Osteuropa (woher die meisten der in der Bundesrepublik unter Vertrag stehenden »nicht-deutschen« Berufsboxer kommen). Insofern gehören sie zu den Debatten um angemessene »nationale« Selbstdarstellung der Bundesrepublik im Sport. Zu politischen Befürchtungen vor Identifikationsverlusten durch einen »zu hohen Ausländeranteil«

kommen dabei kommerziell motivierte Klagen über die Vermarktungsnachteile nichtdeutscher Namen wie z.B. Michalczewskis. In den als Tugendwettstreit inszenierten Duellen Maskes mit Rocchigiani (in der Bundesrepublik geborener »Sohn eines sardischen Eisenbiegers«, so die gängige Journalistenformel – eine Herkunft, mit der gewöhnlich kein »Einwanderungsdruck« assoziiert wird) drehte sich die Inszenierung gesellschaftlicher Distinktionen dagegen vorrangig um die Abgrenzung nach innen, um eine Definition des »gesellschaftsfähigen« Deutschen. Mit der Parteinahme für den ostdeutschen Aufsteiger und »Gentleman« Maske gegen den »Bad Boy« Rocchigiani erfolgte eine Abgrenzung nach unten, verbunden mit einer Orientierung nach oben, zur politischen, kulturellen, sozialen und ökonomischen »Spitze« der dann als »Nation« bezeichneten Gesellschaft. Dem dienten u.a. boxerische Expertise mißachtende Stilklischees wie »Techniker« vs. »Schläger«.

Während die direkte Instrumentalisierung Maskes eher selten blieb, war die mediale Vermarktung z.T. betont politisch. Die politische Nutzung Schmelings durch die Nationalsozialisten wird heute selbstverständlich als verwerflich betrachtet. Dagegen gilt Maskes Einsatz und der Einsatz Maskes für die deutsche Vereinigung in der politisch korrekten öffentlichen Meinung als schon durch den »guten Zweck« gerechtfertigt und daher nicht als »Instrumentalisierung« im Sinne eines »Mißbrauchs«. Der Vorgang selbst – die politische Funktionalisierung eines Sportlers im Rahmen einer Körperinszenierung – wird dabei in den Medien, außer von dezidierten Maske-Kritikern, meist nicht in Zweifel gezogen. Die Produktion von Sportlern als Vorbildern ist mehr denn je kommerzielles und politisches Programm. Die Maske-Promotion bot das Beispiel einer heldenzentrierten Sozialintegration mit der je nach Anlaß mehr oder weniger deutlichen Funktion, ein neues nationales Selbstbewußtsein zu erzeugen.

Knock out für Hängematten

► Eine gesteigerte Popularität des Berufsboxens gilt in Westeuropa und Nordamerika gemeinhin als Zeichen sogenannter *harter Zeiten*, in denen es keine oder wenig(er) wirtschaftliche und soziale Sicherheit gibt. In solchen Zeiten komme es darauf an, »den Gürtel enger zu schnallen«, den Gebrauch der »Ellenbogen« zu erlernen usw. Der Boxboom schien insofern ganz zur Verabschiedung der sprichwörtlich gewordenen »kollektiven Hängematte« und dem Übergang zu einem kämpferischen Zeitgeist zu passen, mit dem unter Bedingungen allgemein verknappter Erwerbsarbeit den speziellen Wirtschaftproblemen in Ostdeutschland und allgemein der überwiegend einseitig als Gefahr gedeuteten wirtschaftlichen »Globalisierung« begegnet werden soll. Unter Verweis auf gesellschaftliche Verdrängungswettbewerbe sind Faustkampf und Boxen im 19. und 20. Jh. wiederholt in sozialdarwinistische, rassenideologische u.ä. Diskurse eingebunden worden. Boxen bedeutet dann neben Askese (Entbehrungen, Opferbereitschaft) und Disziplin besonders: (mehr) Wettkampf und Konkurrenz mit »totaler Entscheidung«, d.h. es symbolisiert Konfrontation sowie einen entsprechend kombattanten Individualismus.

Die Betonung des Technisch-Taktischen in Maskes Boxstil schien gerade deshalb kompatibel mit der Kultur der Bundesrepublik, weil für diese eben die direkte, rücksichtslose Form der Konfliktbewältigung nicht typisch ist, zumindest nicht in dem Maße wie für die klassischen Boxländer Großbritannien und USA; der Wettbewerb ist in der Bonner Republik strukturell und institutionell bewußt begrenzt worden (»Bonn ist nicht Weimar«). Es stellt sich die Frage, ob die Umstände sowie die Art und Weise der jüngsten Popularisierung des Boxens nicht Verschiebungen von Kooperations- und Konsensmodellen für Konfliktlösungen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft hin zu Konfrontationsmodellen ebenso ausdrücken wie, und sei es nur auf rhetorischer Ebene, miterzeugen. Eine offensivere bis aggressive Interessenvertretung scheint zu einer mehr und mehr geforderten und von vielen auch akzeptierten Verhaltensweise zu werden.



Väter des Fortschritts?

Die Ausbildung einer Konflikt- und Streitkultur gilt unter Politikwissenschaftlern schon seit längerem als ein Defizit bzw. ein Entwicklungserfordernis der Bundesrepublik. Während diese Einschätzung bisher hauptsächlich mit der Warnung vor autoritären Konfliktlösungen verbunden war, begründet sie heute oft den Wunsch nach höherer gesellschaftlicher Dynamik, etwa im Sinne der Maxime »Der Streit ist der Vater des Fortschritts«. Problematisch für die demokratische Verfassung wird eine Betonung von Konflikt- und Konfrontationsmodellen allerdings dort, wo sie, insbesondere bei Fehlen entsprechender sozialer Dynamik, in Verteilungskämpfen letztlich auf irreversible Selektion und Ausgrenzung von Schwächeren und Unterlegenen zielt und Möglichkeiten politischer Partizipation einschränkt. »Es reicht«, so lautet dann die Rechtfertigung, »eben nicht für alle«.

Faustpfand

► Trotz einer in der Regel kollektiven Trainingspraxis und der korporativen Organisation des Boxgeschäfts gilt das Berufsboxen als ausgesprochener Individualistensport. Während Fans wie der Dichter Wolf Wondratschek im Boxer immer mehr den einsamen Outlaw sahen, die grundsätzlich marginalisierte Existenz, die sich dem Establishment verweigert und es – auf fatale Weise letztlich immer erfolglos – bekämpft (z.B. Rocchigiani als ein ewig Betrogener), bedauerte der Historiker und Journalist Joachim Fest Mitte der achtziger Jahre den damaligen Niedergang des bundesdeutschen Berufsboxens aus anderen Gründen. Fests Boxer ist ein Star in der Risikogesellschaft, eher eine Führungs- und Führer-Persönlichkeit. Boxen sei einst, wie Fest unter Verweis auf die »legendären« Zwanziger formulierte, mehr als ein Sport gewesen. »Es war die dramatisch verdichtete und in Regeln übersetzte Parabel vom Lebenskampf. Das Publikum erlebte am Ring nichts anderes als ein Abbild seines eigenen Daseins: der Härte und der Risiken, denen jeder ausgesetzt war.« Dieses Symbol habe seine Suggestionskraft fast gänzlich eingebüßt, weil im Sozialstaat kaum einer das eigene Dasein noch als Kampf und Abenteuer erlebe. Der Einzelkämpfer zähle in einer auf das Egalitäre gerichteten Gesellschaft nichts mehr. Boris Becker galt damals als Zeichen der Hoffnung, daß der Sinn für die Aura und den Glanz des Stars bald wieder aufkommen möge. Ein derartiger Einzelkämpfer ist nun genau das Individuum, das in den letzten Jahren in vielen Stellungnahmen zur Zeit herbeigewünscht wurde. Den einzelnen solle wieder Verantwortung für ihre Existenz zukommen, was vornehmlich durch Verringerung und Privatisierung der Sozialvor- und -fürsorgen zu ermöglichen sei. Dem sich abzeichnenden neuen Leitbild des Menschen »als Unternehmer seiner Arbeitskraft und Daseinsfürsorge« entspricht der Boxer par excellence, ist er doch der elementare, der scheinbar *geborene* Unternehmer, welcher sein ureigenes, nur selbst akkumulierbares Körperkapital in ein hochriskantes Geschäft investiert.

Antietatistische Forderungen nach mehr und flexibler handhabbaren Möglichkeiten zu privater Lebensgestaltung entsprechen zweifellos den Bedürfnissen großer Bevölkerungsgruppen. Gewöhnlich bleibt dabei jedoch unerwähnt, daß die sozialen Netzwerke

geschwunden sind, in denen die einzelnen allein mehr Risiko und Verantwortung für ihr Leben übernehmen könnten, und die strukturellen Voraussetzungen, dies durch eigene Arbeit zu tun, sich allein durch Privatisierung nicht einstellen. Eine partiell gegenläufige Tendenz zu dem vom Boxen verkörperten Prinzip Konfrontation kann man im Prinzip der *Entdramatisierung* erblicken, das in affirmativen Kommentaren zum Boxboom Anwendung fand. Die Würdigungen von Maskes technisch-taktischem Vermögen, seinem »sauberen Boxstil« – »der Wissenschaftler«, »der Künstler im Ring« – konnten die Popularität des Boxens und des Boxers auch deshalb befördern, weil »schönes Boxen« viel schwerer zu verurteilen ist, denn es erweckt den Eindruck, es sei ungefährlich, zumindest ungefährlicher als grobes, kunstloses (das Gegenteil ist der Fall). Zieht man Vergleiche zu anderen gesellschaftlichen Bereichen, so fällt die Ähnlichkeit mit Versachlichungspraktiken auf, bei denen z.B. »chirurgische Eingriffe« mit »intelligenten Waffen« in Kriegen oder »Gesundungsmaßnahmen« im Sozialwesen gerechtfertigt werden. »Saubere Lösungen« entlasten das Gewissen, sie versprechen Ordnung und Sicherheit. Der Verweis auf »Sachzwänge« sowie die Juridifizierung und Bürokratisierung gesellschaftlicher Probleme prägte bekanntlich auch den Vereinigungsprozeß (»Stunde der Exekutive«) und nachfolgende Reformen.

Die Inszenierungen der Maske-Kämpfe parallelisierten und ornamentierten diejenige Tendenz in der politischen Kultur, bei der die einseitige Begründung politischer Entscheidungen aus technischen Imperativen, aus »Sachzwängen«, und deren bürokratische Exekution ergänzt wird durch ein politisches Theater, das wirkliche Politik ersetzt (z.B. die Inszenierung der Castor-Transporte oder die jährlichen rituellen Kollisionen zwischen Polizei und Autonomen zum 1. Mai). Hier handelt es sich nicht allein um Politik mit Symbolen, sondern auch um symbolische Politik.

► *gekürzter Vorabdruck aus: Monika Thiele, Thomas Alkemeyer, Volker Caysa (Hg.): Körperinszenierungen, Tagung der dvs-Sektion Sportphilosophie, 13.-15. November 1997 in Bremen. Sankt Augustin 1998*

► **Wolf Dietrich Junghanns** ist Philosoph und lebt in Berlin.



Der kontrollierte Übermensch

Diedrich Diederichsen über Politik und Ästhetisierung des Körpers

iz3w: *Herr Diederichsen, warum laufen Schwarze schneller?*

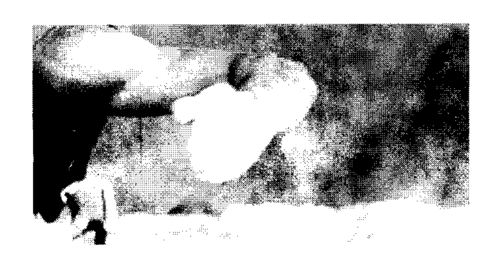
► **Diedrich Diederichsen:** Die Ostafrikaner dominieren die Langstrecken – so wie die Finnen oft im Speerwerfen gewinnen. Hat das etwa was mit finnischen Genen zu tun? Und jetzt haben die Deutschen im alpinen Skirennen oder im Biathlon alles abgeräumt: Wenn man den Bundesgrenzschutz kennt, kann man sich das gut erklären. Der Blick auf die Hautfarbe täuscht über entscheidende Unterschiede hinweg. Man muß im Auge behalten, daß die »schwarze« Dominanz bei den Kurzstrecken eine von U.S.-Amerikanern und anderen sozusagen diasporischen Schwarzen – Jamaikaner und Kanadier – ist. Nordamerika ist, was den Sport betrifft, ein relativ einheitlicher Kulturraum. Ich kann mich nicht erinnern, daß irgendein schwarzer oder weißer U.S.-Amerikaner in den Langstrecken während der letzten Jahrzehnte irgend etwas gerissen hat und umgekehrt, daß ein Ostafrikaner die Kurzstrecken gewann.

Für Waldemar Hartmann sind dies alles Schwarze, gegen die unser Schwabe Dieter Baumann...

► Ein klarer Fall von Küchenrassismus, den sich der Sportreporter so ausdenkt, wenn er bei einer Olympiade den ganzen Tag reden muß. Daß die 'Neger' andere Muskeln in den Beinen haben, ist für ihn nach wie vor ganz evident, denn die sind ja alle schneller. Le Pen hat seinen Rassismus irgendwann einmal damit begründet, daß es doch offensichtlich sei, daß die Schwarzen in der Leichtatlethik alle besser sind. Daraus könnte man dann ableiten, daß sie anders sind.

Der Rassismus glaubt eben an die Biologie als das sozial Konstituierende.

► Das Schwimmen ist ein gutes Gegenbeispiel, denn da werden ja angeblich dieselben Muskeln verlangt. Wer gut schwimmt und



wer nicht, ist eine kulturelle und soziale Frage, eine Frage der Ausbildung. Mir fällt kein Sport ein, der nicht in großem Maße an bestimmte klassenmäßige, regionale und kulturelle Bedingungen gebunden ist. Es gibt ein paar Sportarten, die einen recht hohen Grad an Universalität erreichen. So der Fußball. Aber selbst Fußball ist fast ein reiner Männersport. Ich glaube nicht, daß es die absolut universale Sportart gibt, in der sich Menschen aus aller Welt – Männer und Frauen – in gleicher Weise betätigen.

Die Faszination »schneller Schwarzer« hat nicht nur Sportreporter ereilt, die Ästhetisierung schwarzer Körperwelten ist generell gerade in. Hat es der Sport möglich gemacht?

► Daß seit einer bestimmten Zeit schwarze Sportler das Bild abgeben für Sportler schlechthin, daß schwarze Körper für eine bestimmte Form von Grazie stehen, das ist ein von den Erfolgen schwarzer Sportler nahezu unabhängiges Phänomen. Etwas Neues und etwas Altes kommen hier zusammen: Der schwarze Körper wird modisch und gleichzeitig weiter mit dem Animalischen identifiziert. Der alte Rassismus lebt auf, ist aber gebunden an eine andere Art von Darstellung und Bildern. Hier handelt es sich beinahe schon um eine faschistische Übermenschprojektion, um Raubkatzen, um Aliens. Es gibt in diesem Zusammenhang drei verschiedene Aspekte zu beachten: den alten rassistischen Diskurs, die 'Schwarze-als-Boxer-Zuschreibung', die auch weiterhin existiert. Es gibt diese relativ neuen Erfolge der Schwarzen in der Leichtathletik (Carl Lewis) und im Basketball mit der HipHop-Kultur als Anhängsel. Und es gibt diese Bilderstrategie der schwarzen Übermenschen.

Das hört sich nach Leni Riefenstahl-Ästhetik an.

► Ganz recht. Wir haben zwei Momente in den Werken Leni Riefenstahls. Das ist zum einen der Film über die Olympiade und den Reichsparteitag, zum anderen gibt es ihr Nuba-Buch. Diese Verbindung legt nahe, im Zusammenhang mit der Ästhetisierung schwarzer Körperwelten den Begriff des Faschismus aus dem Arsenal zu ziehen. Die Nuba werden von Leni Riefenstahl als Übermenschen inszeniert – ich glaube, sie verwendet sogar selbst dieses Wort. Die sind einfach irre groß, selbst wenn sie sie mal nicht von unten photographieren würde. Die Sportler in den Olympiafilmen sind auch immer irre groß und übermenschlich, und sie sind ideal aufgrund ihrer Körper. Das ist ja die faschistische Dimension daran, daß der ideale Körper der ideale Mensch ist – der stärkste, größte Körper ist der schönste und damit auch der beste.

Ist das auch die Logik des Sports?

► Nein. Da gewinnt nicht immer der Schönste, und welcher Kugelstoßer ist schon schön? Daß die Schönsten die Besten sind, diese Aussage wird im faschistischen Diskurs erst hergestellt. Und indem diese Aussage an eine behauptete schwarze Essenz gebunden wird, wirkt dies auf den ersten Blick so, als hätte diese Inszenierung etwas Emanzipatives. Zumal das Gerede über »Schwarze an sich« im rassistischen Diskurs traditionell eine diskriminierende, abwertende Intention hatte. Von emanzipativ kann natürlich keine Rede sein. Erstens verlassen die Klischees vom starken, schönen, schwarzen Sportler die physische Ebene nicht, auf der der alte Rassismus erfolgreiche Vorarbeit geleistet hat. Zum anderen handelt es sich wie bei der rassistischen Diskriminierung um eine Zuschreibung von nichtmenschlichen Eigenschaften und von Essenzen.

Nicht nur mit den rassistischen Diskursen wird Körperpolitik betrieben. Wir beobachten heutzutage Phänomene wie Extremsport und Funsportarten, in denen der Mensch, meist alleine, sich seine Grenzerfahrungen sucht. Auch wird der menschliche Körper in viel stärkerem Maße ästhetisiert. Was hat sich an der menschlichen Eigenwahrnehmung geändert und was sind die Gründe dafür?

► Alles, was man in den letzten Jahren beobachten konnte, hat seine Vorgeschichte in der Welt von priviligierten oder religiösen Ordnungen, in denen bestimmte Leute körperlich nicht arbeiten mußten. Der ganze Komplex der Askese, des Flagellantentums, der ganzen religiösen Extremsportarten, wenn man so will, gehört genau da hinein. Da geht es darum, daß man sich die Luft entzieht oder daß man sich im Zuge von Grenzerfahrungen unnötigen Schmerz zufügt. Dadurch sollen bestimmte Hormone ausgeschüttet werden, die zu bestimmten Gefühlen führen. Das gleiche gilt für sexuelle Experimente. Es sind also keine anthropologischen Brüche, die hier zu Grunde liegen. Mit einer Ausnahme: Ein kulturgeschichtlicher Schnitt erfolgt sicherlich in der Frage nach einer narzißtischen Dimension dieser neuen Phänomene. Durch die Expansion von Bilderkulturen, die es ermöglichen, den eigenen Körper ganz anders anzuschauen und anschauen zu lassen, hat die narzißtische Dimension einen irrsinnigen Auftrieb bekommen. Den Boom von Extremsportarten haben daher zwei Faktoren ausgelöst: die Vergesellschaftung der privilegierten Körperbeschäftigungsmöglichkeiten und die visuelle Dimension, die sich gegenseitig verstärken.

Auch der Zuschauersport hat sich rasant entwickelt. Welche Funktion haben die Sportveranstaltungen im Fernsehen für die Zuschauer? Welche Bedürfnisse werden hier befriedigt?

► Mit der eigenen Körpererfahrung hat dies nur am Rande etwas zu tun. Es gibt bestimmte Fringe-Sportarten, die in ihrer Extremität und Verspieltheit etwas mit diesen neuen Entwicklungen zu tun haben und die einen hohen Schauwert haben. Aber ansonsten haben die Sportveranstaltungen, an denen das Fernsehen und ein Massenpublikum interessiert sind, einen anderen Charakter. Sie benötigen extrem geregelte Abläufe – denn es macht keinen Spaß, sich irgend etwas anzuschauen, bei dem es keine Regeln und Pausen gibt. Man möchte ja am Sportereignis teilnehmen, indem man für die eine und gegen die andere Mannschaft ist und dadurch Spannung erlebt – also eine Wette abschließt. Alle fußballähnlichen Sportarten weisen enorm viel Zahlenwerk und Statistiken auf, die man zur Orientierung benötigt. Es wird kalkuliert, gezählt, gefachsimpelt. Jeder Mann im Fußballstadion hat eine Tabelle im Kopf. Die Tendenz zum Individualisierten und Regellosen, zum gesteigerten Körpergefühl, die man in der aktiven Sportwelt beobachten kann, hat mit dieser Welt wenig zu schaffen.

Man könnte sagen: Der geregelte Sport ist von Disziplin geprägt, der individualisierte Extremsport von Kontrolle (über den eigenen Körper). Befinden wir uns im Übergang von der Disziplin- in die Kontrollgesellschaft (siehe Kasten)?

► Das möchte ich nicht für alle kulturellen Praktiken pauschalisieren. Die These von der Kontrollgesellschaft besagt ja, es ginge nicht mehr darum, den Körper in der Produktion auszubeuten oder seine Produktivität aufzugreifen, sondern darum, diese in einer Weise so zu kontrollieren, daß die Subjekte, die zu den Körpern gehören, keinen Ärger machen. Das hat eine fatale Logik: Egal was die Leute treiben, egal wie sehr sie sich von zwanghaften, disziplinierenden und auch aggressiven, unterdrückerischen und unerwünschten Verhaltensweisen befreien, alles ist immer nur eine Funktion der Kontrolle. Das ist eine verengende und totalisierende Sichtweise.

Aber läßt nicht der 'Sport' einen solchen Eindruck entstehen, weil Disziplin und Kontrolle evident körperlich sind, und der Körper und Körperpolitiken dann beim Sport im Mittelpunkt stehen?

► Gut, auf der Ebene der Körper kann man mit einer solchen These vielleicht operieren. Dann würde ich folgendes konstruieren: In den Disziplinargesellschaften waren die Körper für die Produktivität zuständig. Deshalb ist es logisch, daß das Leben außerhalb der Arbeit dazu genutzt wird, diese Körper wieder zu regenerieren. Das Verhältnis der Individuen zu ihren Körpern durchbricht diese Art von Körpererfahrung nicht, sie bleibt also sozusagen im gleichen Register. Die sozialen, inhaltlichen und psychologischen Dimensionen des Sportes haben in etwa die gleiche Farbe wie die gesamte Welt der Arbeit und die Sphäre der Produktivität: eine bestimmte

Art von Kollegialität und sozialem Verhalten. Ebenso gibt es einzuhaltende Grenzen, die durch deutliches Regelwerk und das Drumherum wie Vereine festgelegt sind. Fabrik und Verein gehören also zusammen.
In der heutigen Welt der Kontrollgesellschaften dagegen ist der Körper freigelassen aus dieser Welt: Denn die Leute machen mit ihm all das, was früher die Privilegien derjenigen waren, die in der Disziplinargesellschaft nicht ihrem Regime unterworfen waren: asketische oder ekstatische Erfahrungen mit dem Körper, alle Arten von Grenzüberschreitungen – sowohl im Verhältnis zum eigenen wie auch zu anderen Körpern, wie in der Sexualität. Die These von der Kontrollgesellschaft sagt nun, daß diese Leute nicht mehr für die körperliche Arbeit fitgemacht werden, sondern für die kreative. Viele Menschen arbeiten heute nicht körperlich und tragen zum Reichtum bei; viele arbeiten überhaupt nicht und werden es auch nicht mehr, sie sind weder mit ihrem Körper noch sonstwie produktiv, und sie sind diejenigen, die kontrolliert werden müssen.

Die Leute müssen also für die Zustimmung zum Ganzen fitgemacht werden?

► Ich finde diese These wie gesagt zu fugenlos und komplett und würde eher sagen, es gibt einen höheren Prozentsatz von Leuten, die nicht körperlich arbeiten, die aber für ihre Arbeit bestimmte mentale Ressourcen brauchen – eine bestimmte Disposition zu Kreativität, Originalität, Beherrschung von Kontingenzen und Überraschendem. Dort ist sowas gefragt, und zwar nicht im Zusammenhang mit einem unkontrollierten Künstlerlebenslauf, sondern wiederum im Rahmen eines bestimmten Produktionsprozesses. Dann aber wäre die Disziplingesellschaft nicht überwunden, denn die extreme und individualisierte Betätigung wäre das Äquivalent zur arbeitenden Gesellschaft.

Wo gibt es im Leistungssport kontrollgesellschaftliche Phänomene?

► Der Doping-Diskurs, der die perfekte Kontrolle des Körpers fordert, ist ein solches Phänomen. Typisch ist, daß weniger Mannschaftssportarten als der Individualsport betroffen sind. Dieser Diskurs verbreitet Terror gegen das Individuum, in der Art, wie auf verletzende Weise genau über den Körper geredet wird. Beim Fall Katrin Krabbe gab es z.B. Graphiken von ihrem Körper, die demonstrierten, wie sie mit welchen Tricks bei der Pinkelprobe betrogen hat. Es wurde rekonstruiert und gezeigt, daß nicht der Urin, der in ihrem Körper war, ins Fläschchen floß, sondern ein anderer, den sie irgendwo an ihrem Körper in einem kleinen Fläschchen untergebracht hatte. Der Blick auf den Körper scheint keine Grenzem mehr zu kennen.

Aber auch im »Kampf gegen Doping« existieren weiterhin disziplingesellschaftliche Aspekte. Ich meine das authentizistische Lob des gesunden, natürlichen Körpers, der gegen die Doping-NutzerInnen hervorgebracht wird. Dieses hat gar nicht so viel mit dem Sport an sich zu tun. Es ist ja nicht so, daß im Sport besonders gesunde Körper Erfolg hätten. Warum sollen diese Leistungssportler, die ohnehin unentwegt ihren Körper manipulieren, nicht auch noch Dopingmittel nehmen? Man könnte höchstens die einzelnen Sportler wegen der Spätfolgen bedauern. Im Grunde ist es wie mit den anderen Drogen auch: Es wäre viel besser, wenn alles legal wäre. Aber diese Ideologie von der Authentizität möchte unterscheiden zwischen dem, was der Körper durch Selbstüberwindung leistet, und dem, was durch unverdientes Einfügen irgendwelcher Substanzen hervorgebracht wird.

Herr Diederichsen, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

► **Diedrich Diederichsen** schreibt seit fast zwanzig Jahren über Pop- und Gegenkulturen. Er lebt in Köln und lehrt an der Merz Akademie in Stuttgart sowie am Art Center in Pasadena/USA. Mit ihm sprachen Dominik Bloedner und Sigrid Weber.

Von der Disziplin zur Kontrolle des Körpers

► Körperliche Regulierung und Züchtigung waren für die von Foucault beschriebenen disziplinierenden Milieus vom 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunders kennzeichnend: Die Familie, die Schule, der Verein, die Fabrik, das Militär oder, bei Versagen, die Psychiatrie und das Gefängnis. Die Neuen Sozialen Bewegungen der sechziger Jahre setzten dieser Disziplin den lustvollen und mitunter auch zerstörerischen Gebrauch des eigenen Körpers entgegen. Der Diskurs der »Bewußtseinserweiterung«, wonach die Drogenerfahrung dazu beitrug, den Körper und den Geist gesunden zu lassen, bildete den Grundstein für die gegenwärtigen Phänomene der Biokost, der postmodernen Individualreligiösität und eben auch der Extremsportarten. Den damaligen Drogen- und jetzigen Sporterfahrungen ist gemeinsam, daß sie individuelle Grenzerfahrungen sind – den Jugendkulturen der neunziger Jahre geht es nun eher um die narzißtische Pflege des Körpers als um dessen Zerstörung.

In der Kontrollgesellschaft ist die disziplinierende Funktion des Sports zugunsten der Verwirklichung des Selbst in den Hintergrund getreten, der durchtrainierte Körper hat also den schlaffen Kifferkörper ersetzt. So entwickeln sich neue Typen der Sanktionierung, die nicht mehr durch Internierung funktionieren, sondern durch unablässige Kontrolle. Der direkten körperlichen Disziplinierung in der Fabrik und im Gefängnis folgte die lückenlose, elektronische Überwachung der Individuen im Unternehmen und im offenen Strafvollzug. Die scheinbar neue Selbstbestimmung des Körpers im Sport ist demzufolge eingebettet in die Kontrollmechanismen einer Gesellschaft, in der Arbeit und Erholung nicht mehr strikt getrennt sind, sondern in der die Arbeit wie Freizeit aussieht und umgekehrt.

Hauptsache, die Leistung stimmt

Anmerkungen zum »Verschwinden« des Rassismus im deutschen Fußball

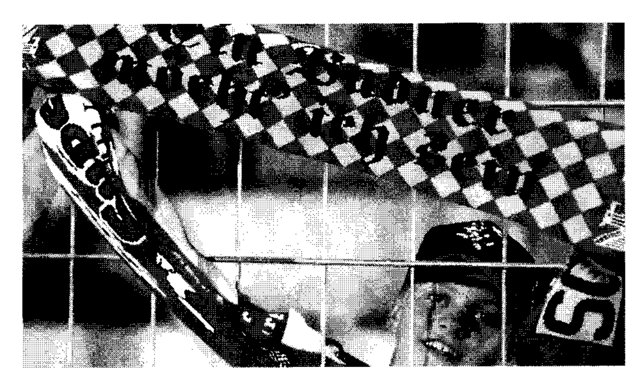
von **Thomas Hohner**

▶ Rostock und Hoyerswerda waren im Gedächtnis noch präsent, als Julio Cesar, soeben von Borussia Dortmund verpflichteter Fußballprofi, vom Türsteher einer Diskothek abgewiesen wurde. Der Grund: seine schwarze Hautfarbe. So wurde zum Skandal, was damals wie heute gängige Praxis in vielen Diskos und Clubs ist: rassistische Diskriminierung. Dabei ist in Deutschland die Sportprominenz jeder Hautfarbe oder Herkunft willkommen. Kaum ein Verein der ersten Fußballbundesliga hat keinen Spieler schwarzer Hautfarbe in seinen Reihen. Das Affengebrüll, das noch die ersten afrikanischen Profis wie Souleyman Sané, Anthony Baffoe und Anthony Yeboah bei vielen Auswärtsspielen verfolgte, ist so gut wie verstummt. Der Fußball, vor ein paar Jahren noch verschrien als Hort chauvinistischer und rassistischer Gesinnung, beliebtes Agitationsfeld von Neonazis und Hooligans, scheint sich gebessert zu haben. Jedem Club sein schwarzer Spieler, und dazu noch ein bißchen nett gemeinter Aktionismus des DFB – »Friedlich miteinander – Mein Freund ist Ausländer« – und der Rassismus ist weg!

Natürlich ist zu begrüßen, wenn die schlimmsten Auswüchse des kollektiven Rassismus aus den Stadien verschwinden, doch die Gründe dafür sind keineswegs in allgemeinen Lernprozessen begründet, denn an der dumpfen Rhetorik des Stadionnachbarn hat sich genauso wenig geändert wie an der Unverdrossenheit, mit der Fans Deutschlandfahnen zu Spielen deutscher Nationalteams schleppen. Beim SC Freiburg, in dessen Reihen mittlerweile Spieler aus acht Nationen unter Vertrag stehen, singt ein Teil der Zuschauer nach wie vor mit Inbrunst die »Badische Hymne«.

Bestimmen Nationalismus und Lokalpatriotismus also unverändert die Stadien, so kann man noch individuelle rassistische Äußerungen, aber keine kollektiven Sprechgesänge mehr hören. Die Versuche des DFB und einzelner Vereine, die Zuschauer von rassistischen Chören abzuhalten, erscheinen mir nicht ursächlich für diese Entwicklung. Vielmehr hat die starke Zunahme von ausländischen Profis in der Folge des »EU-Urteils« diese Veränderung bewirkt. Die bisherige Praxis von maximal drei ausländischen Spielern pro Mannschaft wurde als Verstoß gegen die Freizügigkeitsregelung innerhalb der EU gewertet. Daraufhin wurde in den meisten Sportarten die Ausländerklausel ganz aufgehoben.

Im Mannschaftssport funktioniert die Identifikation über den Verein. Dieser ist im Bewußtsein der Fans aber nicht reduziert auf Mitglieder, Funktionäre, Trainer und Mannschaft, sondern zentraler Bestandteil sind auch Stadt oder Region, Stadion und vorallem er selbst – der Fan. Trainer, Spieler und die Funktionäre (letztere weniger) wechseln häufig, doch der Fan bleibt. Oft kann nur ein Ortswechsel die Beziehung eines Anhängers zu seinem Verein verändern. Die Vereinstreue hat anscheinend mehr Gültigkeit im Sinne von »bis daß der Tod euch scheidet« als die meisten Ehen. Das Fan-Bewußtsein macht die Spieler der eigenen Mannschaft gleich. Fans und Spieler eint solange das gemeinsame Ziel »Erfolg«, solange nicht einzelne Spieler oder die ganze Mannschaft in den Verdacht geraten, die Leistung zu verweigern.



Der Fan stellt den harten Kern der Anhängerschaft, die auf ein ständig wachsendes Sportpublikum trifft, das relativ frei von solch engen Bindungen ist. Dieser eher erlebnisorientierte Zuschauer findet sich dort ein, wo höchster Unterhaltungswert geboten scheint: Bei den Topbegegnungen der Fußballbundesliga, des Eishockeys und Basketballs, bei Formel 1-Rennen, bei Tennisturnieren und bei anderen sportlichen Großveranstaltungen, die allein durch ihre Medienpräsenz den Stadionbesuch zu einem exklusiven Ereignis werden lassen. Dort sind dann vor allem die VIP-Lounges und Haupttribünen Ort der Selbstdarstellung und narzißtischer Nabelschau. Bei diesen ausverkauften Spektakeln ist der exotische oder auch der extrovertierte Athlet ein wichtiger Teil der Inszenierung. Fußball ohne die Balakovs, Emersons und Elbers erscheint genauso unvorstellbar, wie die deutsche Eishockeyliga ohne osteuropäische Stars und Basketball ohne schwarze Amerikaner.

In der Regel werden die fremden Sportler allgemein als »Bereicherung« angesehen. Bedenkliche Mienen machen Sport-Journalist und -Funktionär nur dort, wo Profis anderer Staatsangehörigkeiten so überrepräsentiert sind, daß das nationale Interesse gefährdet scheint, sprich, deutsche Sportler in den ersten Mannschaften kaum noch zum Zuge kommen (wie es Bundestrainer Berti Vogts unlängst zum Besten gab). Da es sicher kein zurück zu den alten Ausländerregelungen im Sport mehr geben wird und die Vereine allemal größeres Interesse an Erfolgen als am Einsatz deutscher Spieler haben, werden Spitzenathleten immer häufiger durch »Eindeutschung« nationalmannschaftstauglich gemacht. Dies steht zwar in eklatantem Widerspruch zur gängigen Einbürgerungspraxis, scheint aber weder dem national gesinnten Zuschauer noch den deutschen Behörden Probleme zu bereiten. Der eingekaufte Erfolg ist halt immer noch besser als kein Erfolg.

Verwundern darf es einen nicht, daß dies in einer Gesellschaft, die sich in ihrer großen Mehrheit über die Existenz eines »Ausländerproblems« einig zeigt, so einfach funktioniert. Sportler unterschiedlichster Herkunft bereichern den deutschen Sport mittlerweile genauso selbstverständlich, wie Pizza, Kebab und Frühlingsrolle den deutschen Speisezettel. Bereichern darf er uns ja, der ausländische Mitbürger, nur wollen darf er nichts. Gerade die Ideologen des Multikulturalismus verweisen immer auf die Leistung des Fremden, und nirgends findet die bürgerliche Leistungsgesellschaft mehr zu sich selbst als im Sport. Wendell Alexis und Galina Astafei, Krassimir Balakov und Darius Michalczewsky sind absolute Spitze in ihren Disziplinen; daß sie fremder Herkunft sind und trotzdem ganz weit oben stehen – kein Problem. Die Leistungsideologie ist die Legitimationsformel, die Einkommensunterschiede, Privilegien und Einflußmöglichkeiten rechtfertigt.

Der Zuschauer wacht über die Einhaltung des Leistungsprinzips, sein Beifall, seine Pfiffe sind stets Benotungen. Unterschiede zwischen deutschen und ausländischen Sportlern innerhalb der eigenen Mannschaft macht er nicht. Er gleicht darin Unternehmern und Managern, denen es prinzipiell auch egal ist, wer bei ihnen arbeitet – Hauptsache, die Leistung stimmt.

▶ **Thomas Hohner** ist gelegentlich Autor und regelmäßig Stadionbesucher.



Philosophie der Fitneß

Die sportive Identität in der Postmoderne

von **Zygmunt Bauman**

Fitneß – die Fähigkeit, nicht stillzustehen, beweglich zu sein, sich nicht festlegen zu lassen – ist die Formel, nach der in der postmodernen Lebensführung Identität aufgebaut wird. In freiwilliger Selbstkontrolle wird der Körper gestählt und gequält, um ihm jene Kondition abzugewinnen, die eine maximale Intensität des Erlebens ermöglichen soll. Doch die Angst zu versagen wohnt dem »Projekt Körper« als Antriebsmuster inne.

► Während in der Moderne das »Identitätsproblem« darin bestand, sich eine Identität zu schaffen und sie zu festigen, äußert es sich in der Postmoderne in erster Linie im Offenhalten von Optionen. An Identität denken wir, wenn wir nicht sicher sind, wohin wir gehören. Identität ist eine moderne Erfindung, die sich im Bewußtsein der Moderne von Anfang an als individuelle Aufgabe zeigt. Nicht, daß man die einzelnen Subjekte ihrer Eigeninitiative überlassen und ihrem Scharfsinn getraut hätte. Im Gegenteil, die Forderung nach individueller Verantwortung für den Aufbau eines eigenen Selbst ließ jene Heerscharen an Trainern, Betreuern, Lehrern, Beratern und Führern entstehen, die sich alle im Besitz überlegenen identitätsstiftenden Wissens wähnen.

Im »Spiel des Lebens« postmoderner Konsumenten geht es darum, das Spiel kurz zu halten, keine langfristigen Verpflichtungen einzugehen. Sein Leben nicht nur einem Ziel zu widmen. Nichts und niemandem Beständigkeit und Loyalität zu schwören. Sorge dafür zu tragen, daß die Auswirkungen des Spiels das Spiel nicht überdauern, und für den Fall, daß sie es doch tun, die Verantwortung dafür abzulehnen. Der Vergangenheit nicht zu gestatten, auf die Gegenwart einzuwirken. Kurzum, die Gegenwart an beiden Enden zu beschneiden und sie von der Geschichte abzutrennen. Diese Fähigkeit, nicht stillzustehen, heißt Fitneß und ist zentraler Inhalt des »Projekts Körper«. Fitneß hat Vorrang vor Gesundheit – jener Vorstellung, daß es so etwas wie Normalität gibt, die man stabil und unversehrt hält.

Die Schwierigkeit liegt also nicht mehr darin, eine Identität zu konstruieren, sondern zu verhindern, daß diese einengt, am Körper festklebt. Im Gegensatz zur Ära der »klassischen Moderne« mit ihren panoptisch angelegten Ordnungsanstalten wie Fabriken oder Kasernen, geschieht die Reproduktion der Grundlagen sozialen Lebens heute nicht mehr über Kollektivmittel der Gesellschaft. In der Postmoderne ist die Reproduktion zu einem großen Teil privatisiert, was allerdings nicht nur den Abzug der Verantwortung von den Zentren staatlicher Gewalt meint. An der Basis und beim einzelnen wird begonnen. Verlangt ist das »Do it yourself« in Sachen Aufbau des eigenen Selbst. Man muß sich alleine den Unsicherheiten des Lebens stellen. Die Furcht vor Unsicherheit wird heute also nicht mehr relativiert durch die Herrschaft von Sachzwängen, sondern packt ihre Opfer mit unverstellter Heftigkeit. Ihr enormer Druck überfällt den einzelnen »unvermittelt« und muß durch individuelles Handeln abgewehrt oder neutralisiert werden.

Scheibchenweise Selbstaufbau

► Diese Angst vor Unbestimmtheit versetzt den einzelnen in einen Taumel von Selbstfindungs- und Selbstversicherungsbemühungen. Scheitern wir im nie enden wollenden Kampf, unser eigenes Selbst aufzubauen, so erleben wir dies schmerzlich als »Unvermögen«. Nicht mehr das Abweichen von äußeren Normen, sondern dieses Erleben von Unvermögen wird nun zur meistgefürchteten Strafe. Doch hat die private Marktwirtschaft dagegen ihre Mittel parat: Meißel, Spachtel und anderes Modellierwerkzeug werden für den Selbstaufbau, das »Projekt Körper« feilgeboten, zusammen mit den entsprechenden Anleitungen und Modellen. Es braucht keine Gewalt und keine Indoktrination; die Auswahl im Sortiment zum Erwerb von Fitneß wird freiwillig getroffen. Der Preis, mit dem Überwachung und Gewalt früher Konformität belohnten, war Befreiung von der Qual der Wahl und den Torturen der Verantwortung. Diese Art von Befreiung fehlt im Sortiment, das unter der Herrschaft des »Selbstaufbaus« auf dem Markt angeboten wird. Die Verantwortung für Leitung und Finanzierung des Unternehmens lastet heute doppelt auf den Schultern des Künstlers. Ähnlich wie in Kafkas »Prozeß«, in dem es dem Angeklagten selbst überlassen bleibt, die Anklage zu formulieren, die Anhörung zu leiten und ein Urteil zu verhängen. Aufseher, Vorarbeiter, Lehrer – sie alle verschwinden und mit ihnen ihre Macht, Zwang zu verhängen und von Verantwortung freizusprechen.

Ist das gefürchtete Unvermögen die Ursache für das begeisterte Konsumverhalten? Oder liegt es vielmehr an der Expansion des Marktes, daß die alte Angst vor Abweichung der neuen Angst vor dem Unvermögen Platz machte? Was auch immer dazu geführt haben mag – aus den Subjekten der Moderne, ihren »Ordnungsanstalten« und ihrer (ohnehin selten gewordenen) Rolle als Warenproduzenten wurden Warenkonsumenten, deren Rolle im Sammeln von Lust – genauer Erregung – besteht. Einzig die Angst vor Unsicherheit ist geblieben – auch wenn sie sich nun als Angst vor Unvermögen offenbart.

Grenzverkehr und nie gekannte Lüste

► Ängste dieser Art machen es erforderlich, unsere Körpergrenzen festzulegen und zu erhalten. Die meisten für den Körper des »Lustsammlers« erlebbaren Empfindungen sind von äußerer Stimulierung abhängig; die typische Konsumentenhaltung macht es notwendig, daß sich unser Körper dem Potential immer reichhaltigerer Erfahrungen, die diesen äußeren Stimuli innewohnen, soweit als möglich öffnet. Unsere »Kondition« wird an der Fähigkeit unseres Körpers gemessen, diese Stimuli und Erfahrungen aufzunehmen. Und doch gefährdet gerade dieser Austausch mit der äußeren Welt die Kontrolle des einzelnen über seinen Körper. Der intensive »Grenzverkehr« – unvermeidbare Voraussetzung der Empfindungssuche – stellt gleichzeitig eine mögliche Bedrohung dar, die allerdings wiederum Voraussetzung für die Fähigkeit des Körpers ist, Empfindungen überhaupt aufzunehmen.

Diese Ambivalenz spiegelt sich in einem Phänomen, das wir auf dem Buchmarkt erleben: Ändern sich die Bestsellerlisten auch von Woche zu Woche, verbleiben zwei Sparten von Büchern auf jeder Liste: Kochbücher und Diätführer. Ich spreche hier nicht von gewöhnlichen Kochbüchern, sondern von Rezeptsammlungen, die immer ausgefallener, exotischer und raffinierter werden. Versprochen werden nie gekannte Gaumenfreuden und sinnliche Höhenflüge für Auge und Nase. Gleich daneben, als ständiger Schatten sozusagen, die Diätratgeber und Fastenbücher, Ausdruck vernünftiger Selbstbeherrschung und Selbstkasteiung. Anleitung dazu, den durch die anderen Bücher angerichteten Schaden wieder in Ordnung zu bringen und diese Maßlosigkeit zu bereuen. Die Fähigkeit, durch die Welt wundervoller Genüsse zu streifen, macht die Selbstgeißelung zur Notwendigkeit.

Die Sozialwissenschaften definierten menschliche Bedürfnisse in der Moderne als das Verlangen, Spannungen abzubauen. Bedürfnisbefriedigung sei demnach ein spannungsloser Zustand. Perfektion bedeutete das Ende jeglicher Bewegung. Im Gegensatz dazu führt uns postmoderne Körperertüchtigung zur Architektur der Gotik, die einzig aus Exzessen besteht und durch das feine Austarieren der Spannungen zusammengehalten wird, die sie zu sprengen drohen. Die Wahl der Spannung will wohlüberlegt sein, um ihr berauschendes Potential bis zum letzten auskosten zu können. Es gilt, in den Genuß der neuesten »ultimativen« Erfahrung zu kommen und sich dabei offenzuhalten für die der Zukunft. Der Zustand der Spannungslosigkeit ist ein Alptraum. Die Verantwortung für all das trägt das einzelne Subjekt, der Privateigentümer des Körpers. Diese schwierige Aufgabe erzeugt eine »Belagerungsmentalität«: Dem Körper, insbesondere seiner Kondition, droht von allen Seiten Gefahr. Und doch ist sicherer Festungsschutz unmöglich, da Grenzverkehr nicht nur unvermeidlich, sondern gewünscht ist: Gerade seine Intensität ist ja Sinn und Zweck der Bemühungen, »fit« zu bleiben. Wir haben es also mit einer Art lebenslänglicher Belagerung zu tun.

Angesichts der Unerreichbarkeit des Ideals, »fit« zu bleiben, und der Ambivalenz der dazu eingesetzten Mittel und Wege, kann es kaum verwundern, daß sich die Belagerungsmentalität in panischer Sorge um die körperliche Verfassung immer wieder in kurzen, aber heftigen Eruptionen von »Körperhysterie« Luft verschafft. Mit jedem Bissen schlucken wir Gift, und jede körperliche Aktivität hat krankmachende Nebenwirkungen. Nahrungsverweigerung und das Einstellen körperlicher Aktivität bieten keine Lösung, zumal sie dem Konzept des »Lustsammlers« entgegenstehen. Nur in sporadischen Kampagnen gegen bestimmte Nahrungsmittel oder spezifische Formen körperlicher Ertüchtigung kann sich der zunehmde Druck an Mißtrauen und Frustration entladen. Da jedoch das in sich widersprüchliche Ideal körperlicher Fitneß niemals erreicht werden kann (ganz zu schweigen von der Unerfüllbarkeit der Unsterblichkeitsphantasien, die sich eigentlich hinter diesem Ideal verbergen), können derartige Kampagnen niemals zu einem endgültigen Ergebnis führen. Das Verlangen nach neuen, noch erregenderen körperlichen Sensationen hält an. Was bleibt, sind der immer schnellere Kreislauf der Gift/Gegengift-Produktion sowie der wachsende Erfindungsreichtum kommerzieller Hersteller von Gegengiften, deren Schädlichkeit erst noch aufgedeckt werden muß.

Moderne und postmoderne Körper

► Vom modernen Körper des Warenproduzenten und Soldaten, der strenger Reglementierung unterlag, wurde nur verlangt, schnell und mit dem nötigen Kraftaufwand auf äußere Stimuli zu reagieren. Diese Fähigkeit nannte man »Gesundheit«, »Krankheit« stand demzufolge für mangelnde körperliche Leistungsfähigkeit. Alles, was nötig war, um »Gesundheit« aufrechtzuerhalten, bestand diesem Verständnis zufolge lediglich in der richtigen Ernährung. Diese mußte in genau der Menge zugeführt werden, die nötig war, die körperliche Leistungsfähigkeit des Arbeiters/Soldaten sicherzustellen. Wurde mehr als nötig verbraucht, war dies ein Zeichen von Lasterhaftigkeit und Luxus; umsichtig und moralisch handelte man hingegen, wenn man sparte oder investierte.

An diesem Denken hat sich bis heute nichts geändert, was die Armen, die »unergiebigen« Verbraucher angeht, denen der Zutritt zur Postmoderne verwehrt wird. Oberhalb der Armutsgrenze allerdings werden körperliche Bedürfnisse heute in einem gänzlich anderen Licht gesehen. Hier geht es um den Körper des Konsumenten, und dessen Kondition wird an seiner Fähigkeit gemessen zu konsumieren, was eine Konsum-

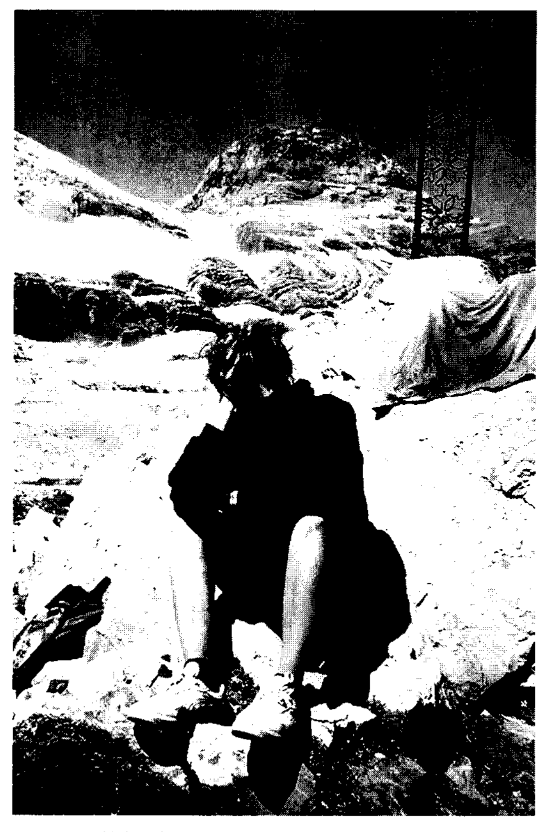


Höhenflug für Auge und Nase

gesellschaft anzubieten hat. Der postmoderne Körper ist zuallererst ein Empfänger von Erregung. Seine Fähigkeit, sich stimulieren zu lassen, die »Fitneß«, macht ihn zum Instrument körperlicher Lust. Dementsprechend steht der »Zustand mangelnder Fitneß« für Trägheit, Apathie, Teilnahmslosigkeit, Depression und Nachlässigkeit; für ein reduziertes, »unterdurchschnittliches« Interesse an neuen Erregungen und Erfahrungen und der damit einhergehenden fehlenden Fähigkeit, auf Stimuli dieser Art zu reagieren. Ein Körper in Höchstform ist ein hochsensibles, fein abgestimmtes Instrument, um Lust jeglicher Art zu empfinden: ob an Sexualität, Essen und Trinken oder an rein körperlicher Ertüchtigung. Es ist nicht so sehr die Leistung des Körpers, die zählt, als vielmehr die während körperlicher Leistung wahrgenommenen Sensationen; diese müssen als stark und zutiefst befriedigend erlebt werden – als »Spannung«, »Thrill« und »Ekstase«.

Da die Stärke von »Erregung« weitaus weniger einer genauen Messung und Planung zugänglich ist als »Leistung«, die sich in kon-

kreten Produkten und »objektiven« Ergebnissen messen läßt, kommt es zu einer Abwertung des einst so zentralen Konzepts der »Normalität« (und dementsprechend »Anormalität«). Die moderne Medizin war sehr darum bemüht, Gesundheit und Krankheit klar voneinander zu trennen. Dieser Unterschied sollte überprüfbar, quantifizierbar und meßbar sein. Ein schier aussichtsloses Unterfangen im Fall ausschließlich subjektiv wahrgenommener Körpersensationen, die keinem »objektiven« Vergleich zugänglich sind. Man ist dazu verdammt, in ewigem Zweifel darüber zu leben, ob die eigenen Empfindungen dem gängigen »Standard entsprechen« und – was noch schmerzlicher ist – nicht zu wissen, ob sie jene Höhen erreichen, die andere in der Lage sind zu erklimmen. In allem, was wir tun, ist der Anflug eines Verdachts enthalten, das soeben Erlebte könne nur ein schwacher Abglanz dessen gewesen sein, was an »maximaler« Intensität möglich ist. Unter diesen Bedingungen ist ein Konzept von »Normalität« sinnlos. Der Maßstab, an dem wir die Intensität unseres Erlebens messen, verschiebt sich ständig – und wirft auf alles, was wir erleben, den dunklen Schatten des »Nie genug«. Jede körperliche Höchstleistung, wie spektakulär und befriedigend sie auch sein mag, wirft somit immer schon den Schatten drohenden Versagens voraus. Nicht fit zu sein, bedeutet, im Kampf um die in Aussicht gestellte Lust den kürzeren zu ziehen. Die Fähigkeit des Körpers zu starker Erregung und Ekstase krankt daran, ihr Ideal nie zu erreichen – keine noch so große Pflege und kein noch so hartes Training können die ewig nagende Angst möglichen Versagens aus der Welt schaffen.



Ultimative Erregung

Kontrollierte Ekstase

► Der Körper ist nun unbestreitbarer Privatbesitz. Sein Besitzer übernimmt die Kontrolle für seine Pflege und Kultivierung, doch im Grunde ist er es, der kontrolliert wird. Der Körper muß sich treiben lassen im Strom der Empfindungen, fähig, sich den ungeahnten Wonnen der Erfahrung hinzugeben – und doch muß sein »Besitzer« (und Trainer) diese Selbstaufgabe überwachen, messen, bewerten und vergleichen. André Béjin beschreibt das Problem des Strebens nach orgasmischen Erfahrungen, in dem der allgemein anerkannte »Sinn« sexueller Leistung gesehen wird: »Die Hingabe an die Empfindung verlangt, das eigene Handeln ständig einer rationalen Berechnung »sexueller Zweckdienlichkeit« zu unterziehen. Die Befriedigung sexueller Lust soll spontanes Geschehen und zugleich dramaturgische Meisterleistung des Gehirns sein. Verlangt wird die Distanzierung vom eigenen Körper mit Hilfe des Verstands, um so besser mit den spontan auftauchenden körperlichen Empfindungen übereinzustimmen, um den sexuellen Akt beobachten zu können, ohne ihn verlassen zu müssen, um sich von Erregung überwältigen zu lassen und sie zugleich durch die eigene Phantasietätigkeit anzuspornen, sich 'spontan' Handlungen hinzugeben, die zuvor programmiert werden müssen.«

Eine wahrlich schizophrene Situation. Man muß das Gehirn einsetzen, um sein Körperinneres zu erregen und zu erweitern; und gleichzeitig soll der Körper trainiert, gedrillt oder auf andere Art und Weise genötigt werden, um ihn »loszulassen«, von jeglicher Kontrolle zu entbinden und ihn in die Lage zu versetzen, ungehindert zu genießen. Der Übergang von gesellschaftlich gesteuerter Überwachung zur Selbstbeobachtung und Selbststeuerung hebt die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Handelndem und Objekt der Handlung, ja sogar zwischen Tun und Erdulden, zwischen Handlungen und ihren Folgen auf.

Körperliche Fitneß als oberstes Ziel, das es – durch Selbstzwang – zu erreichen gilt, das jedoch niemals erreicht wird, ist für immer an Angst gebunden. Meine These ist, daß es sich bei dieser »Privatisierung« des Körpers um die »Urszene« postmoderner Ambivalenz handelt. Sie ist eine wesentliche, wenn nicht gar die wichtigste Ursache für das typisch postmoderne »Instant-Altern« – diese neurotische, beliebige, chaotische, konfuse, zwanghafte Unruhe postmoderner Kultur mit ihrem atemberaubenden Strudel immer neuer Moden und Trends, kurzlebigen Hoffnungen und schrecklichen Ängsten, die von noch schrecklicheren Ängsten abgelöst werden.

Diese grundlegende Ambivalenz nimmt vielerlei Gestalt an, die die unterschiedlichsten Namen trägt. Eine der häufigsten Formen, in denen sie sich präsentiert, ist der Gegensatz zwischen der Angst, niemals den Gipfel zu erreichen und der Angst, ihn tatsächlich zu erklimmen (und nun zu wissen, daß es nicht mehr höher geht). Einmal auf dem Gipfel, gibt es nichts mehr zu erklimmen – alle Wege führen nur hinab. Wir können nicht aufhören zu hoffen, die ultimative Erregung zu erreichen; aber ihr Erreichen wird das Ende sein. Diese Ambivalenz sorgt dafür, daß auf dem Weg zur Realisierung des »Projekts Körper« – einen zu grenzenloser Erregung fähigen Körper hervorzubringen – der Selbstgeißelung keine Grenzen gesetzt sind. Keine sinnliche Verzückung wird jemals als ultimativ anerkannt. Keine Erregung ließe nicht noch etwas zu wünschen übrig. Unsere Suche, wie lang sie auch schon währt, kann nie zu einem Ende kommen.

Literatur:

André Béjin: »The Influence of the Sexologists and Sexual Democracy«, in: »Western Sexuality. Practice and Precept in Past and Present Times«, hrsg. v. Philippe Ariès u. André Béjin, Blackwell, Oxford 1985

► **Zygmunt Bauman** ist Soziologieprofessor in Leeds, Großbritannien. *Der Beitrag ist die gekürzte Fassung eines Vortrags für die Neue Gesellschaft für Psychologie in München. Aus dem Englischen von Petra Holler und Joachim Hohl.*

Internationale Hybridität

Perspektiven für einen neuen Internationalismus?

von **Udo Wolter**

Mit der Kampagne »Kein Mensch ist Illegal« reagiert die antirassistische Linke praktisch auf die neue Qualität des Rassismus. Doch neue rassistische Verhältnisse erfordern auch einen neuen Begriff von Internationalismus. Ob und inwieweit die Ausrichtung linker Politik an Konzeptionen hybrider Identität eine internationalistische Perspektive bieten, fragt der folgende Beitrag mit Bezug auf die Kurdistansolidarität und setzt so die Debatte um cultural studies fort.

► Um den Jahreswechsel präsentierten die Medien der deutschen Öffentlichkeit spektakuläre Bilder von überfüllten Schiffen mit kurdischen Flüchtlingen aus der Türkei und dem Irak. Doch anders als 1991, als die Massenflucht irakischer KurdInnen vor Saddam Husseins Truppen in Richtung Türkei nach dem Ende des Golfkrieges die Grausamkeit des irakischen Diktators bestätigte und hierzulande eine Welle prokurdischer Hilfsbereitschaft auslöste, kamen diesmal die Fluchtursachen nur am Rande in die Berichterstattung. Statt dessen wurde die kurdische Flucht als »illegale, verbrecherisch organisierte Wanderungsbewegung« (Kanther), also als organisierte Kriminalität dargestellt.

Daß 1.200 kurdische Flüchtlinge als Bedrohung der nationalen Sicherheit inszeniert und das Gerücht über 10.000 weitere angeblich in der Türkei auf dem Sprung in die Schengener Festung befindliche KurdInnen zur Bekräftigung lanciert wurden, diente nicht allein dem üblichen Evozieren der Bilder von »Fluten« und »Strömen«, welche die nationale Standortgemeinschaft bedrohen. Es sollte auch das Ausmaß der Bedrohung durch Schlepperorganisationen als Teil einer internationalen Mafia unterstrichen werden, gegen die jedes polizeistaatliche Mittel von verschärften BGS-Kontrollen im Grenzbereich bis großem Lauschangriff recht ist.

Organisierte Fluchtkriminalität

► Die Dreistigkeit, mit der Innenminister Kanther der italienischen Regierung gegenüber als deutscher Zuchtmeister der Schengener Hausordnung auftrat, schließt an eine neue Qualität des rassistischen Diskurses an, welcher die Gesellschaft und ihre Medien durchzieht. Indem internationale Fluchtbewegungen als Machwerke einer übermächtigen internationalen Mafia wahrgenommen werden und zu den sichtbaren Stigmata rassistischer Diskriminierung wie Hautfarbe das unsichtbare der Illegalität hinzutritt, nimmt das auf die »Fremden« projizierte Gefühl allgemeiner Bedrohung angesichts unsicherer und unübersichtlicher Verhältnisse im globalen Kapitalismus die Gestalt einer undurchschaubaren Verschwörung an.

In dem Maße, wie die »neoliberale« Deregulierung, soziale Ausgrenzungen und Funktionsverluste der Nationalstaaten tatsächlich mit einer Ausweitung gewaltregulierter illegaler Ökonomien einhergeht, liefert das Phantasma der allmächtigen organisierten Kriminalität als Verursacher der gesellschaftlichen Mißstände den Stoff für das falsche Bewußtsein über diese Realität: Eine übermächtige internationale Mafia bedroht »unseren« Rechtsstaat und die Wohlfahrt des nationalen Gemeinwesens, die »Illegalen« sind ihre Agenten. Der bisher biologistisch oder kulturalistisch bestimmte Diskurs des Rassismus wird durch das verschwörungstheoretische Phantasma der organisierten Kriminalität mit Elementen aufgeladen, die eine strukturelle Affinität zum Antisemitismus aufweisen.[1] Die Verbindung mit Elementen des Antisemitismus ist in der Rassismusforschung auch als Kennzeichen für den kulturalistisch argumentierenden modernen Rassismus (hier »Neorassismus«) insgesamt beschrieben worden: »Der durch den modernen nationalistischen Antisemitismus stigmatisierte Jude ist sozusagen der Prototyp [...] der Kategorie der 'kulturell nicht Assimilierbaren', von dem der gegenwärtige ideologische Neorassismus eine bestimmte Anzahl lexikalischer Äquivalente anfertigt.«[2]

Im britischen Kontext ist von Philip Cohen ein mit verschwörungstheoretischen Elementen aufgeladener Rassismus als konstituierendes Element bei der Konstruktion einer männlich und weiß codierten proletarischen Gruppenidentität herausgearbeitet worden. »Die Anwesenheit der Einwanderer wird nicht wegen ihrer materiellen Auswirkungen als unerträglich erfahren, sondern weil sie unbewußt als Repräsentanten der Macht wahrgenommen werden – jener realen, verdrängten Macht von Kapital oder Staat, deren Produktivität auf sie projiziert wird und sie zur fremden, zerstörerischen Kraft macht. Der Einwanderer wird zum Symbol einer negativen Zirkulationsmacht, zu einer sich ausbreitenden, von einer verborgenen Hand gesteuerten Seuche, die die soziale Reproduktion zersetzt oder untergräbt..«[3] Das Phantasma einer übermächtigen Organisierten Kriminalität fügt einer solchen Konstruktion ein weiteres Element hinzu, das bei einer Übertragung von Cohens Einschätzung auf den deutschen Kontext zu berücksichtigen ist.[4]

Kanther kann seine Demagogie gegen »illegale Zuwanderung« so erfolgreich führen, weil auf die Wirksamkeit des Rassismus, aufgeladen mit dem antisemitischen Diskurs eigentümlichen Elementen, als konsensstiftende Figur nationaler Identifikation im Alltagsbewußtsein gebaut werden kann. Dies verdeutlicht die Debatte um die Geschehnisse im brandenburgischen Gollwitz. Ein Gegenstand der Auseinandersetzung war die Frage, ob die kollektive Ausgrenzungs- und Abwehrreaktion der Gollwitzer Dorfbevölkerung gegen die jüdischen MigrantInnen aus Rußland im Oktober letzten Jahres in erster Linie rassistisch/«fremdenfeindlich« oder antisemitisch bestimmt war. Abgesehen davon, daß jedem Versuch entgegengetreten werden muß, über den ohnehin euphemistischen Begriff »Fremdenfeindlichkeit« den offen zutagegetretenen Antisemitismus schönzureden, ist tatsächlich eine Gemengelage aus beiden Elementen zu verzeichnen gewesen. Auch dabei bestand die Spezifik in einer Verbindung der offen antisemitischen Ressentiments der Gollwitzer Bevölkerung gegen die jüdischen MigrantInnen aus Rußland mit Kriminalitätsängsten vor einer mit diesen ins Dorf einbrechenden russischen Mafia. »Diese Kriminellen, die Einbrecher aus dem Osten...« – »Wir haben nichts gegen Juden, aber seit wir wissen, daß die herziehen wollen, hat jeder Angst« zitierte die taz exemplarisch ein Gollwitzer Ehepaar.

Befreiungsnationale Identität

► Es stellt sich nun die Frage, wie linker Internationalismus adäquat auf die neue Qualität des rassistischen Diskurses reagieren kann. Das Dilemma, in das sich linke Kurdistansolidarität begibt, sofern sie versucht, Spekulationen über die PKK als Drahtzieher des Flüchtlingsschmuggels zu widerlegen, demonstriert ein ansonsten vernünftiges Papier aus dem PDS-Büro Ulla Jelpke. Nachdem zunächst die von der BRD mitzuverantwortenden Fluchtursachen und die Kriminalisierung der kurdischen Flüchtlinge im Rahmen einer »Generalmobilmachung an der Flücht-

lingsfront« in Schengen-Europa unter deutscher Vorreiterschaft analysiert werden, widmet sich ein ganzes Kapitel dem »Mordsgeschäft Flüchtlingsschmuggel« der türkischen Staatsmafia.[5] Auch wenn hier die Kriminalisierung von Migrationsbewegungen als Konsequenz deutscher und europäischer Abschottungspolitik sichtbar bleibt, ist die Thematisierung von Flucht und Migration als organisiertem Menschenschmuggel immer mit der Gefahr verbunden, den Diskurs über Illegale als verschwörerische Bedrohung aus dem Untergrund internationaler Mafiaaktivitäten zu bedienen. Natürlich gibt es die Schleuseraktivitäten der türkischen Staatsmafia und anderer Banden tatsächlich als eine Form des Beutemachens mit oft mörderischen Folgen für die Fluchtwilligen. Nur hat die reale Existenz der Schleuserbanden mit den rassistischen Ressentiments gegen »Illegale« als Teil des organisierten Verbrechens ähnlich wenig zu tun wie die Existenz jüdischer Bankiers mit der antisemitischen Projektion einer Verschwörung des internationalen Finanzjudentums.

Daß die kurdische Befreiungsorganisation selbst auf den türkischen Staat als Urheber des Menschenschmuggels kurdischer Flüchtlinge nach Europa abhebt, verweist auf ihre zwangsläufig ambivalente Rolle hinsichtlich kurdischer Fluchtbewegungen. »Die Kurden zur Flucht zu veranlassen, Kurdistan zu entvölkern und das vertriebene Volk durch staatlich organisierte Kräfte ins Ausland zu schmuggeln sind Resultate des Vernichtungskrieges gegen das kurdische Volk« – so umreißt eine ERNK-Erklärung den Blick der Befreiungsbewegung auf die kurdische Flucht nach Italien.[6] Es liegt in der prinzipiellen Logik nationaler Befreiungsorganisationen begründet, daß diese sich auf ihr Herkunftsland beziehen und ihre Politik hier auf ihren dortigen Kampf ausrichten – die kurdische Flucht nach Europa untergräbt aus dieser Perspektive die Ziele der kurdischen Befreiungsbewegung. Die identitären Zuweisungen im politischen Diskurs der PKK verstärken die prinzipiell bereits angelegte Tendenz und zeitigen die von Soligruppen heftig kritisierten Äußerungen Öcalans. Der hatte sich für die KurdInnen in Deutschland entschuldigt, die mit ihren Aktionen »die Gefühle des deutschen Volkes verletzt« hätten, und den Rassismus gegen kurdische Flüchtlinge auf deren illegale Flucht nach Deutschland zurückgeführt und mit den Worten »die Rechten haben recht« legitimiert.

Angesichts des Charakters und der Machtverhältnisse internationaler Staatlichkeit und ihrer Politik werden nationale Befreiungsbewegungen seitens staatlicher Machtinstanzen immer nur im Hinblick auf ihre Fähigkeit zur Kontrolle »ihrer« Bevölkerung angesprochen werden und bis zu einem gewissem Grad Anerkennung finden. Die sich langsam andeutende vorsichtige Zurückstufung der Repression gegen die PKK in der BRD kann sich darauf gründen, daß die PKK einigermaßen überzeugend ihre Fähigkeit und kooperative Bereitschaft zur Disziplinierung und Kontrolle der von ihr hegemonisierten kurdischen Bevölkerung in Deutschland signalisiert hat. Der Kurswechsel der PKK in Richtung diplomatischer Bemühungen gegenüber dem deutschen Staat und die damit verbundenen Kontakte zu rassistischen Politikern der Regierungsparteien wie Lummer, die Deals mit Verfassungsschutz bzw. den Justizbehörden im Prozess von Kani Yilmaz lassen sich so einordnen. Die Kritik vieler deutscher Soligruppen an der zu beobachtenden PLOisierung der PKK bzw. Arafatisierung Öcalans geht an der Sache vorbei, wenn dies als Verrat an den hehren revolutionären Zielen beklagt wird.

Perspektiven – Jenseits von Identität

► Während ein an nationalen Befreiungsbewegungen orientierter Internationalismus mit dem grundsätzlichen Problem des protostaatlichen Charakters nationaler Befreiungsbewegungen und damit verknüpfter Identitätsmuster konfrontiert ist, scheint die von Hess/Linder auch in der *iz3w* vorgeschlagene Perspektive auf die rassistisch ausgegrenzten und illegalisierten MigrantInnen sinnvoll: »Antirassismus überschreitet die Grenzen nationalstaatlicher Politik- und Identitätsbezüge und stellt eine Form von Solidarität und Befreiung von Machtverhältnissen auf weltweiter Ebene dar – kurz: ein neuer Internationalismus, der in der eigenen Gesellschaft ansetzt«.[7] Aber auch hier stellt sich die Frage, ob mit linker Identitätspolitik auf die identitären Zuweisungen und die Zumutungen staatlicher und gesellschaftlicher Rassismen reagiert werden kann.

Kurdische Flüchtlinge werden einerseits als Menschen ohne deutschen Paß auf der Grundlage ethnischer Zuschreibung staatlich und gesellschaftlich ausgegrenzt oder als »Bereicherung« der »multikulturellen« Warenwelt einverleibt. Andererseits sehen sie sich mit den ebenfalls homogenisierenden identitären Zuweisungen der kurdischen Nationalbewegung konfrontiert. Trotz der offenkundigen Probleme, die jede Identitätspolitik hinsichtlich einer erneuten Festschreibung identitärer Zuweisungen mit sich bringt, wird in der Linken – auch vor dem Hintergrund der Erfahrungen aus der Kurdistan-Solidarität – immer wieder der »Anspruch auf Identitäten« als unverzichtbarer Bestandteil emanzipatorischer Kategorien zu retten versucht, »ohne jedoch diese Identitäten als feststehende, immer gleiche Gegebenheiten zu betrachten«.[8] Ulla Hendrix schlägt daher unter Bezug auf Judith Butler die Übertragung des hauptsächlich in der amerikanischen Lesben- und Schwulenpolitik entwickelten Konzeptes der »Queerness« als Möglichkeit eines spielerisch-dekonstruktiven Umgangs mit Identitäten, der sich der herrschaftlichen Konstruktion dieser Einheiten und der Gefahren der Verfestigung bewußt ist, auf andere Bereiche linker Intervention vor.

Auch im linken Antirassismus wird in jüngster Zeit mit den gleichen besten Absichten den »monokulturellen« ethnisch-nationalen Identitätszuweisungen das in den angloamerikanischen Disziplinen der cultural studies entwickelte Konzept multipler und fließender »hybrider« Identitäten entgegengesetzt.[9] In der Kritik an diesen Konzepten [10] wurde unter anderem eine Konsequenz aus der Verschiebung zur Kultur in den postkolonialen Theorien angesprochen, der Sabine Grimm zufolge »theoretisches Vergessen befördert«: die weitgehende Abwesenheit von kritischer Staatstheorie. Vergessen wird angesichts der vielbeschworenen Funktionsverluste des Nationalstaates unter den Bedingungen von Globalisierung und Postmoderne, daß immer noch der Nationalstaat den Raum darstellt, in dem die Identifizierungsprozesse der Subjekte der warenkapitalistischen Vergesellschaftung ihre Realitätsmächtigkeit entfalten und Staatssubjekte hervorbringen.

Deutsche Verhältnisse

► Unter diesem Aspekt stellt die sich Frage nach der Übertragbarkeit postkolonialer Theoriekonzepte auf die Situation illegalisierter MigrantInnen unter deutschen Verhältnissen. Können kurdische MigrantInnen dem Dilemma identitärer Zuweisungen durch die Entwicklung einer »hybriden Identität« entgehen und auf dieser Grundlage der staatlichen Ausgrenzung und konkreten Abschiebungsbedrohung in Deutschland etwas entgegensetzen? Zweifel scheinen angebracht. Das Konzept der Hybridität in den postkolonialen Theorien ist in England und den USA vor einem Hintergrund entstanden, bei dem die Staatsangehörigkeit der ehemals Kolonisierten und Versklavten außer Frage stand. Stephen Castles spricht deutlich aus, was der Übertragung von »Hybridisierung« auf deutsche Verhältnisse entgegensteht: »Die deutsche Staatsbürgerschaft beruht mithin auf dem ius sanguinis, und der Nationalstaat ist ein Volksstaat [...] Die deutsche Staatsbürgerschaft beruht auf dem Prinzip der Ausgrenzung und ist ihrem Wesen nach rassistisch, weil sie die 'fiktive Gemeinschaft' kulturell oder 'blutsbezogen' definiert.«[11]

Wie sehr dies bis heute gültig ist, hat der Bundestag erst kürzlich durch die Ablehnung einer doppelten Staatsbürgerschaft für »Ausländer der dritten Generation« (sic!) bewiesen. Das Erlangen der deutschen Staatsangehörigkeit ist immer noch mit dem Zwang einer eindeutigen identitären Positionierung gegenüber dem deutschen Staat verknüpft, der über das in anderen westlichen Staaten Übliche hinausgeht. Auch auf Seiten der betroffenen MigrantInnen wird nach Castles diese »Politik der Ausgrenzung [...] den Hang zu traditionalistischen, separatistischen und fundamentalistischen Bestrebungen verstär-

Foto: U. Moschner / version

ken«, also zu eindeutigen und eher statischen identitären Positionierungen. Dieser Trend läßt sich in Deutschland durch die vergleichsweise marginale Position der Literatur und Popkultur von MigrantInnen bestätigen.

Erst recht ist Skepsis gegenüber dem von Hess/Linder vorgeschlagenen Versuch angebracht, antirassistische Intervention der deutschen Linken auf eine »durch die eigene dominanzkulturelle Identität hindurch« zu entwickelnde eigene »hybride« identitäre Positionierung zu gründen. Erfahrungen mit dem linken Internationalismus legen nahe, daß sich linksradikale Intervention gegen jeden Identitätszwang richten muß und jeder unkritische Bezug von Linken auf kulturelle oder ethnische Identitäten immer mit der Verfestigung kulturalistischer Denkmuster verbunden ist. Das dekonstruktive Verfahren der Auflösung fester Identitäten und damit verbundener Herrschaftsverhältnisse führt in vielen poststrukturalistisch inspirierten Ansätzen nicht zu einem Verwerfen der Kategorie Identität als Grundlage gesellschaftlicher Emanzipation, sondern zum Versuch ihrer Wiedergewinnung auf höherer Ebene.

Es wird bei Hess/Linder nicht deutlich, worin sich das »hybride« Identitätskonzept qualitativ von den von ihnen selbst vehement kritisierten kulturalistischen Identitätskonstruktionen des Multikulturalismus unterscheidet. Stattdessen wird eine antinationale Positionierung, die jeden identitären Bezug zurückweist, mehrfach als Leugnung der eigenen identitären Verwobenheit in den nationalstaatlich konstruierten Herrschaftzusammenhang bezeichnet.[12] Identität erscheint so als eine Art Naturzwang, aus dem es kein Entrinnen gibt. Übersehen wird dabei auch, daß die Ablehnung identitärer Positionierung bei antinationalen Linken sich gerade einer intensiven Beschäftigung mit dem eigenen Verhältnis zu den identitären Grundlagen der Herrschaftsverhältnisse in dieser Gesellschaft und den Konsequenzen völkisch-nationaler Identitätsbildung verdankt, und daß dies bezogen auf das Verhältnis der Linken zur deutschen Geschichte als »Verstrickung im Hause der Henker« thematisiert wird.[13]

Und gerade unter diesem Aspekt droht jede Sehnsucht von Linken nach Identifikation mit einem kollektiven Wir, zumal in Deutschland, die Grundlagen einer kritischen und materialistischen Gesellschaftsanalyse zu unterlaufen und verfehlt damit auch die Bedingungen linksradikaler Intervention für emanzipatorische Veränderungen der Gesellschaft. Gegen die Vorstellungen von Hess/Linder ist daher daran festzuhalten, daß ein »solidarisches Verhältnis zu MigrantInnen sich ex-negativo aus der rassistischen Migrationspolitik« und, so ist zu ergänzen, den damit verbundenen identitären Zumutungen entwickeln muß. Die aus dieser Perspektive resultierende »Anti-Politik« ist keine »Falle«, wie Hess/Linder meinen, sondern Bedingung für eine linke Intervention, die erneuter Affirmation des Bestehenden zu entgehen trachtet.

Anmerkungen:

1 Vgl. Stephan Günther, Die Verschwörung der Illegalen, iz3w 227.
2 P.A. Taguieff, Die ideologischen Metamorphosen des Rassismus und die Krise des Antirassismus, in: U.Bielefeld (Hg.), Das Eigene und das Fremde, Hamburg 1992, S.246.
3 Philip Cohen, Wir hassen Menschen, oder: Antirassismus und Antihumanismus, in: U.Bielefeld (Hg.), a.a.O, S. 321.
4 Zur Verknüpfung des Diskurses um Organisierte Kriminalität mit ethnischen bzw. rassistischen Zuschreibungen siehe auch: A. Dietl/W.-D. Vogel et al. (Hg.): Zum Wohle der Nation, Berlin 1998
5 Büro Ulla Jelpke, Boat-People aus Kurdistan, in: Kurdistan-Rundbrief Nr. 2; ak 410.
6 Pressemitteilung KIZ v. 30.12.'97, in: kurdistan aktuell 59/60.
7 Sabine Hess/Andreas Linder, Antirassistische Identitäten in Bewegung, Tübingen 1997, S.91
8 Ulla Hendrix, Identitätspolitik – eine Strategie der Emanzipation?, alaska 213/214. Zur Kritik ethnisch kulturalistischer Projektionen in der Kurdistan-Solidarität vgl. U.Wolter, Das gute Volk im wilden Kurdistan, iz3w 215.
9 Sabine Hess/Andreas Linder, In between. Die antirassistische Bewegung und hybride Identitäten, iz3w 226.
10 Vgl. Sabine Grimm, Postkoloniale Kritik, iz3w Nr. 223 u. 224, und Felix Kurz, Hype um Hybridität, iz3w Nr. 227.
11 Stephen Castles, Weltweite Arbeitsmigration, Neorassismus und der Niedergang des Nationalstaates, in: U. Bielefeld, a.a.O, S.145.
12 Hess/Linder, 1997, z.B. S.77 u. S. 230.
13 Vgl. M. Künzel et al., Goldhagen und die deutsche Linke, Berlin 1997.

▶ **Udo Wolter** ist Mitarbeiter im **iz3w**



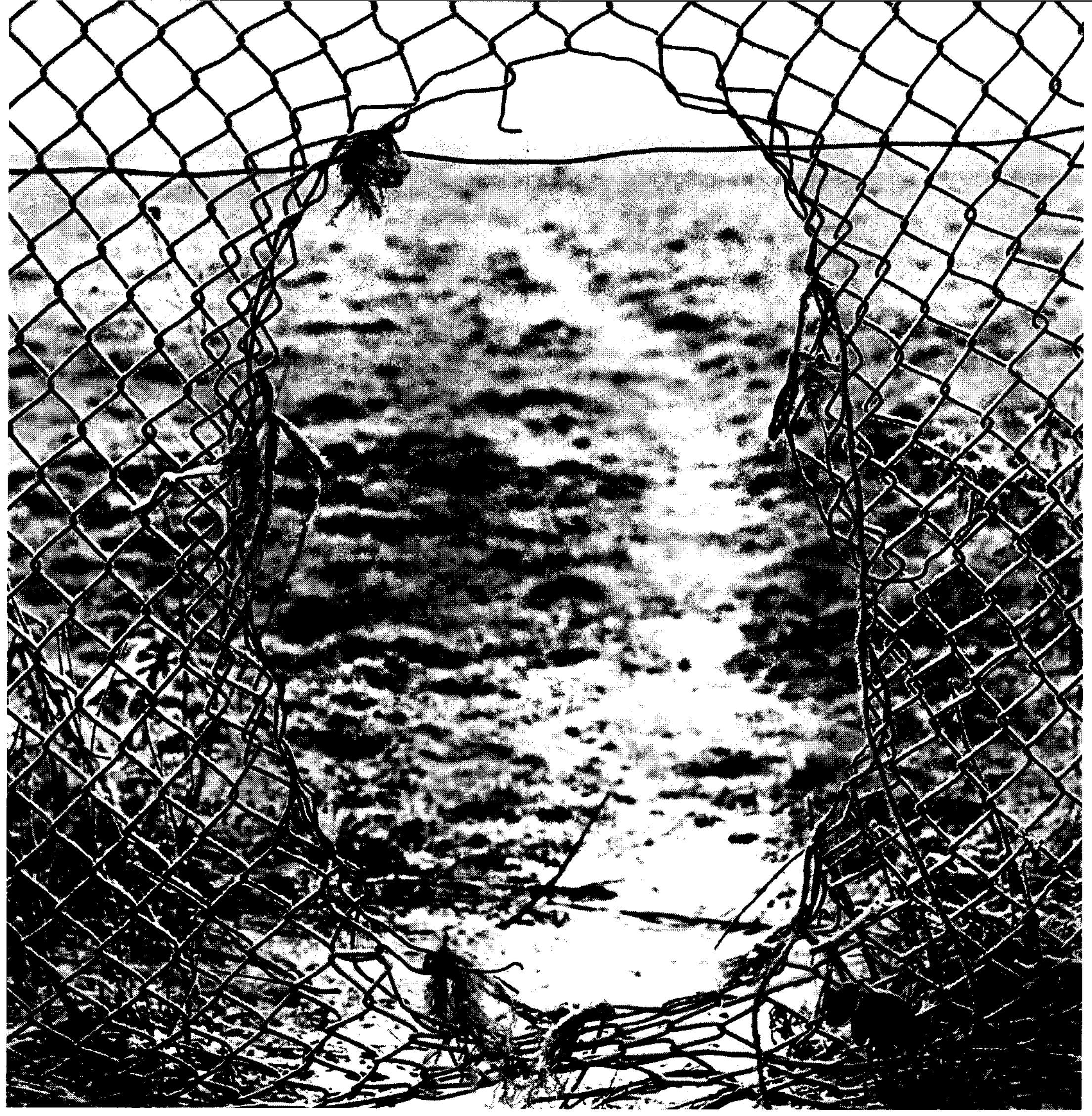


Foto: H. G. Schiele

Terror des Limes

Jean-Christophe Rufin über die Ideologie der UNO und die Abschottung des Nordens.

von **Christoph Burgmer**

Der Sieg des Kapitalismus wird unterschiedlich gefeiert. Freute sich Francis Fukuyama noch über das »Ende der Geschichte« – so der Titel des 1992 in deutscher Übersetzung erschienenen Buches – prophezeite Samuel Huntington bereits kurze Zeit später in der Zeitschrift »Foreign Affairs« den »Clash of Civilizations«. Das bereits damals viel beachtete neue Paradigma internationaler Politik, demzufolge der machtpolitische Konflikt der Nationalstaaten (19. Jh.) und der Ideologien (20. Jh.) im 21. Jahrhundert vom »Kampf der Kulturen« abgelöst werde, avancierte spätestens 1996 mit der Veröffentlichung des Buches von Huntington: »Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert« zum Diskussionsgegenstand ersten Ranges.

Dem universalistischen Bild von der einen, multikulturellen Welt setzt Huntington einen radikalen Kulturrelativismus entgegen. Entlang der Grenzen, an denen die in erster Linie religiös bestimmten, unterschiedlichen Kulturen aufeinandertreffen, sieht er ein weltumspannendes Konfliktpotential entstehen. Das nicht zuletzt der strategischen Neuorientierung amerikanischer Politik dienende Szenario unterteilt die Welt in acht Kulturen (Zivilisationen): den katholisch/protestantischen Westen; das christlich-orthodoxe Ost- und Südosteuropa; die islamische Welt; die sinische (konfuzianische); die japanische; die hinduistische; die lateinamerikanische und die afrikanische. Nach Huntington wird sich kein dem westlichen, bürgerlich-aufklärerischen Weltbild entsprechendes universalistisches Wertesystem herausbilden. Er sieht den Westen bedroht von anderen, insbesondere dem islamischen Kulturkreis. (Zu den Thesen Huntingtons siehe iz3w 212 und zuletzt Peripherie Nr. 68.)

Im folgenden Gespräch beurteilt Jean-Christophe Rufin (siehe Kasten) die weltpolitischen Veränderungen nach 1989, insbesondere die Rolle der UNO, im Hinblick auf die Thesen Huntingtons.

► **Christoph Burgmer:** *Monsieur Rufin, Sie haben sich als Mediziner, Politikwissenschaftler und Romancier von verschiedenen Seiten aus immer wieder kritisch mit der Beziehung zwischen dem Westen und den Ländern des Südens auseinandergesetzt. Als Mediziner haben Sie jahrelang in Ländern Südostasiens, Lateinamerikas und Afrikas gearbeitet, und zwar vor und nach der Auflösung der Sowjetunion und dem Fall der Berliner Mauer. Wie hat sich die politische, ökonomische und gesellschaftliche Realität dort verändert?*

► **Jean-Christophe Rufin:** Wenn ich in den Ländern des Südens unterwegs bin, erstaunt mich die Veränderung, die in den vergangenen sechs, sieben Jahren eingetreten ist. Bei allen Unterschieden zwischen den Ländern ging es in der Zeit des Kalten Krieges immer um politische Ziele, kein Gebiet wurde sich selbst überlassen. Wenn die Amerikaner Einfluß in einer Region hatten, versuchten die Sowjets, ihn ihnen streitig zu machen. Es gab

also so etwas wie einen Wettstreit, der auch bis in die rückständigsten und abgelegensten Gebiete reichte. Die große Veränderung in den letzten sechs, sieben Jahren besteht darin, daß Regionen entstanden sind, die niemanden mehr interessieren. Zwar existieren immer noch Gebiete, die vom Westen beeinflußt bzw. kontrolliert werden, die ich aber nur als Handelsniederlassungen bezeichnen würde, weil man hier Geschäfte macht. Im Gegensatz dazu stehen jene Regionen, die völlig bedeutungslos geworden sind. Es vollzieht sich also eine weltweite Ausdifferenzierung. Das kann sogar innerhalb eines einzigen Landes der Fall sein wie zum Beispiel in Angola. Heute gibt es einen für den Westen nutzbaren Teil Angolas, die Küstenregion, in der Erdöl gefördert wird, während das restliche Angola bedeutungslos geworden ist und man sich aus ihm zurückgezogen hat. Das wirklich Neue sind diese blinden Flecken im System der internationalen Beziehungen, die im Süden entstanden sind.

► *Sie haben sehr lange für* ***Ärzte ohne Grenzen*** *gearbeitet. Wie hat sich die Arbeit und Zielsetzung von internationalen Hilfsorganisationen in diesem Zeitraum an die neue Situation angepaßt?*

► Auch die humanitären Hilfsorganisationen erlebten in den vergangenen sechs, sieben Jahren nach dem Ende des Ost-West Konfliktes, wie sich ihre Rolle grundlegend verändert hat. In den siebziger und achtziger Jahren bildeten die Hilfsorganisationen bei Konflikten weltweit eine Vorhut. Das galt auch für äußerst unterentwickelte Regionen wie zum Beispiel Afghanistan oder Mosambik. Die Hilfeleistungen für Flüchtlinge, ihre Aktionen in Kriegsgebieten führten diese Organisation oft in sehr entlegene Regionen der Welt. Dennoch waren diese Regionen nicht bedeutungslos, weder im Bewußtsein der Menschen im Westen, die sich deren historische Bedeutung vor Augen führten, noch für die Medien, die dem, was im Dschungel von Kambodscha, in Afghanistan oder Salvador passierte, internationale Bedeutung zubilligten. Heute ist genau das Gegenteil der Fall. Die humanitären Hilfsorganisationen kümmern sich um Regionen, die niemanden mehr interessieren. Nur in einigen abgelegenen Regionen, wie zum Beispiel in Zaire, führt man noch aufsehenerregende Rettungsaktionen durch, weil dort eine Macht wie Frankreich Interessen ökonomischer oder hegemonialer Art hat. Wer kümmert sich dagegen noch darum, was in Afghanistan, dem Kaukasus oder Mosambik passiert? Niemand! Das heißt, die humanitären Hilfsorganisationen erfahren die gleiche Entwertung in der öffentlichen Wahrnehmung wie die Länder selbst.

► *Welche Funktion haben die UNO und ihre Unterorganisationen wie das Internationale Flüchtlingshilfswerk UNHCR in dieser neuen Situation, und wie arbeiten die verschiedenen Organisationen, die NGOs mit der UNO dann zusammen?*

► Zwischen 1989 und 1994/95 wurde die UNO sehr stark aufgewertet, also zwischen dem Einsatz für die Unabhängigkeit Namibias und dem Ende der humanitären Hilfe für Bosnien beziehungsweise dem Blauhelmeinsatz in Ruanda. In diesen fünf Jahren stand sie im Rampenlicht und hat, so schien es, die Verantwortung für die Welt übernommen, als könne sie plötzlich ein Instrument der Versöhnung zwischen Ost und West sein. Das war eine Phase voller Illusionen und Utopien. Heute, zwei, drei Jahre später, zieht man Bilanz. Die Zahl der internationalen Einsätze ist gesunken, weil sie teuer sind und zu einer finanziellen Krise der Vereinten Nationen geführt haben. Die Dominanz der UNO und ihrer Unterorganisationen wie des UNHCR, des Flüchtlingshilfswerks, in der internationalen Politik ist inzwischen fragwürdig. Denn heute ist die UNO genauso gespalten wie die Welt selbst, in der manche Gebiete der Mühe wert sind, andere aber nicht. So kam der Einsatz im Golfkrieg nur zustande, weil diese Region wegen des Öls eine Bedeutung hat. Haiti zählt für die USA dagegen aufgrund der geographischen Nähe und der damit verbundenen Gefahr illegaler Einwanderung. Weil an diesen Regionen noch Interesse besteht, hat die UNO immer noch die Möglichkeit zur Intervention. Aber in den vielen anderen Fällen, in entlegeneren Ländern und in ganzen Kontinenten, kann die UNO nicht mehr eingreifen. Das sind diese blinden Flecken des Systems internationaler Beziehungen, von denen ich schon gesprochen habe. Es zeigt sich, daß die UNO nur ein Reflex der geostrategischen Interessen der Mächte ist, die sie finanzieren. Und keine dieser Mächte ist daran interessiert, Einsätze in weit entfernte Regionen zu bezahlen, die keinerlei geostrategische Bedeutung haben.

► *Man muß in der ideologischen Neuorientierung des Westens von zwei Extremen sprechen. Einerseits von der Ideologie vom »Ende der Geschichte«, Anfang 1989 von Fukuyama verkündet, und heute, neun Jahre später, von der Ideologie des »Kriegs der Zivilisationen«, des »Kampfes der Kulturen«, dessen Hauptprotagonist Samuel Huntington ist. Wie hat sich denn der postsowjetische Westen die Welt ideologisch neu eingerichtet?*

► Ich denke man muß klarstellen, daß die beiden Ideologien, auf die Sie anspielen, von Amerikanern für Amerikaner produziert wurden. Das heißt, daß es sich um Symbole handelt, um ideologische Verpackungen, hinter denen sich die grundlegenden Ziele der amerikanischen Diplomatie in einer bestimmten Phase verbergen. Die Fukuyamaphase, die ab Anfang der neunziger Jahre bestimmend war, korrespondiert mit der ersten Zeit nach dem Fall der Berliner Mauer. Sie beansprucht alleinige Geltung für die ganze Welt: Das Ende der Geschichte ist das Ende des historischen Antagonismus, es bleibt nur eine Welt und eine Geschichte. Alles entwickelt sich widerspruchsfrei, sowohl die liberale Ökonomie als auch die internationale Politik unter der Führung der UNO. Dazu kam, daß die Ansichten von Fukuyama im Zusammenhang mit dem Wahlkampf Clintons standen, einem Wahlkampf, der auf Illusionen beruhte. So wurde die Auffassung vertreten, daß das Ausland keine besondere Rolle mehr spiele, daß eigene Interessen nicht mehr durch Interventionen zu sichern seien, daß es keine internationalen Kampfschauplätze mehr geben werde. Mit Huntington dagegen kehrte man zur Auseinandersetzung, zur Drohung, zur Bedrohung durch die Option des Krieges zurück. Die USA fanden bedeutende Gründe zur Adaption der Vorstellung Huntingtons von einem »Krieg der Zivilisationen«. Diese These bildete die Grundlage zur Rechtfertigung interventionistischer Politik. Dem entspricht auch die tatsächliche Entwicklung der Clinton-Regierung, die ja keine Außenpolitik mehr betreiben wollte, dies aber dann mehr als andere tat. Dies alles ist Ausdruck einer Desorientierung. Der Westen hatte schließlich zunächst gesiegt und sich in der Vorstellung gefallen, daß die hochentwickelten Länder ohne Feindbild leben können. Nach und nach hat man jedoch ein großes Bedürfnis nach einem solchen Feindbild festgestellt. Ich glaube, daß man Huntington nur so verstehen kann, denn er hat seinen Zivilisationsbegriff niemals genauer bestimmt, weder in Bezug auf die räumliche Ausdehnung noch auf die innere Entwicklungsdynamik. Das bleibt alles sehr vage. Ich glaube, es ist einfach eine Behauptung, daß es noch Bedrohung gibt und daß wir uns ihrer bewußt werden müssen. Es gibt keine andere Begründung.

► *Gibt es zwischen diesen im Westen sehr öffentlichkeitswirksam eingesetzten Ideologien und der Entwicklung der UNO in den letzten acht, neun Jahren einen Zusammenhang?*

► **Jean-Christophe Rufin** ist Arzt und Politologe. Er arbeitete u.a. als Vizepräsident der Organisation »Ärzte ohne Grenzen« (1991-93), Berater des Staats- und Verteidigungsminister François Léotard (1993-95) und Geschäftsführer des französischen Roten Kreuzes.

Er veröffentlichte zahlreiche Bücher zur Beziehung zwischen dem Westen und den Ländern des Südens. 1997 erhielt er für seinen Roman »Lábyssin« den »Bourse Goncourt du premier roman«.

► Letzte Veröffentlichungen:
Das Reich und die neuen Barbaren.
Volk und Welt Verlag, Berlin 1991
La dictature libérale, 1994
L'aventure humanitaire, 1994
L'Abyssin, Edition Gallimard, 1997

► In der Ideologie Fukuyamas ist die UNO universalistisch, das heißt, daß sie im Namen der Humanität interveniert, im Namen eines universellen Prinzips, das das Einzige ist, weil es am Ende der Geschichte kein anderes gültiges mehr geben kann. Das paßte sehr gut zur universalistisch-humanitären Utopie, die die UNO zwischen 1989 und '95 bestimmte. Seit drei, vier Jahren hat man die Vorstellung einer Bedrohung wieder reaktiviert, die Idee von Kämpfen, offensiven Kriegen, das heißt eben Kriege zwischen den Zivilisationen. Dadurch ist die Vorstellung wiederbelebt worden, daß der Norden eine eigenständige Zivilisation unter anderen sei. Die UNO hält deshalb nicht mehr an der Fiktion einer Einheit fest. An deren Stelle ist eine Aufsplitterung getreten, was sehr gut mit ihrer Funktion als Instrument einer bestimmten Weltregion zusammenpaßt. Natürlich gibt es keine strikte Parallelität, aber es existiert trotzdem ein Zusammenhang zwischen dieser Entwicklung der UNO und den beiden Ideologien. Sicher ist allerdings, daß sich die universalistische Fiktion überlebt hat, sei es die Fukuyamas oder die der UNO als Interessengemeinschaft.

► *Sie vertreten die These, daß der alte Ost-West-Konflikt durch einen Nord-Süd-Konflikt ersetzt wurde. Wie kann man die Unterschiede charakterisieren?*

► Die Vorstellung Fukuyamas von der Einen Welt oder die Huntingtons von den verschiedenen Zivilisationstypen, zwischen denen keine Brücken bestehen, die aufeinanderprallen wie Monaden, sind gleichermaßen ungeeignet, die Wirklichkeit zu beschreiben. Denn man kann sehr wohl unterschiedliche Formen des Umgangs unterscheiden. Was den gesamtamerikanischen Einigungsprozeß betrifft, gibt es große Unterschiede der Integration lateinamerikanischer und karibischer Gebiete zu der Integration Kanadas. Es geht hier nicht wirklich um Zivilisationen, denn ich glaube, es gibt keine großen Unterschiede zwischen diesen Ländern, außer dem, daß der Norden entwickelt ist und eine demographische und ökonomische Einheit darstellt, und der Süden ausgeschlossen bleibt. Das wird ganz deutlich an der Migrationspolitik. Die Einwanderungsmöglichkeiten in die USA sind sehr begrenzt, wenn man aus den Ländern des Südens kommt. In Frankreich ist das viel weniger eingeschränkt. Viele Menschen aus den Ländern Osteuropas, wie Polen oder Ungarn, brauchen kein Visum. Es gibt also einen Unterschied in der Behandlung der »Anderen«, der weder in der Theorie Fukuyamas noch in der Huntingtons auftaucht. Dennoch existiert so etwas wie der Norden, in dem Sinne, daß es Länder gibt, die sich demographisch und wirtschaftlich einander annähern. Das gilt für Japan, Nordamerika und Europa, auch für Osteuropa. Hier hat man den Übergang zur Marktwirtschaft vollzogen, und man hat die parlamentarische Demokratie adaptiert. Im Norden gibt es also eine Tendenz zur Vereinheitlichung. Die Wahrnehmung eines »Südens« und eines »Nordens« ist insbesondere in den Ländern des Südens sehr stark. Ich war während des Falls der Berliner Mauer in Brasilien. Zu dieser Zeit dachte man in den Schwellenländern, daß man mit dem Ende des Kalten Krieges in das Lager der sogenannten »Ersten Welt« eintreten könne. Als dann tatsächlich die Sowjetunion zusammenbrach, hat man sehr schnell feststellen müssen, daß dies eine Illusion war.

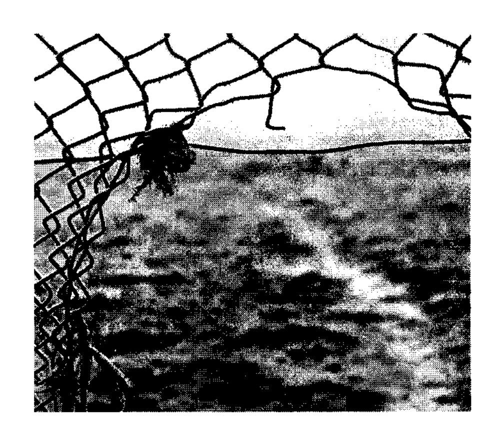
► *In ihrem Buch »Das Reich und die neuen Barbaren« haben Sie diesen Gegensatz mit dem Römischen Imperium und der Errichtung des Limes gegen die Barbaren verglichen. Was haben denn die Barbaren der Römer in der Vorstellung des Westens mit den Menschen des Südens gemeinsam?*

► Natürlich ist das nur ein Vergleich, den man nicht wörtlich nehmen sollte. Ich will damit andeuten, daß dieser Nord-Süd-Antagonismus sich nicht zwischen zwei gleichartigen Blöcken abspielt, wie dies während des Ost-West-Gegensatzes lange Zeit der Fall war. Zwar kann man den Norden noch als Block betrachten, weil er die innere wirtschaftliche und politische Einheitlichkeit besitzt, der Süden aber wird von einer Vielzahl ganz unterschiedlicher Bedingungen gekennzeichnet. Was die Länder des Südens verbindet, ist ganz einfach die Tatsache, daß sie nicht zum Norden gehören. Das erinnert natürlich an die großen Imperien der Antike. Das römische oder das chinesische Imperium hatten ihre eigene Identität und der Rest der Welt, das waren einfach die Anderen. Das ist übrigens die Definition von Barbaren oder Metöken, daß sie nicht zur Polis oder zum Imperium gehören. Dieser Gegensatz läßt sich in der momentanen internationalen Konstellation wiederfinden. Die Menschen agieren nach diesem Muster, auch die Politik agiert danach. Es gibt Länder, für die man bereit ist, Anstrengungen, auch finanzieller Art, zu unternehmen, und es gibt die Länder jenseits der Grenze, jenseits eines Limes, denen gegenüber man sich zuerst wachsam verhält. Es gibt keine Kriegssituation, auch keinen kalten Krieg, es gibt keinen Stacheldrahtzaun, und dennoch gibt es die Vorstellung einer Bedrohung, die Angst auslöst. Denn man spürt den Druck, der von diesen Ländern ausgeht. Das entspricht den Verhältnissen während des Römischen Reiches. Auch damals hatten die Römer Angst vor einer äußeren Bedrohung.

► *Welche ideologische Funktion nach innen hat denn solch eine Konstruktion, eine simple oder vereinfachte Wahrnehmung des Südens, für den Westen selbst?*

► Die Verteidigungshaltung des Nordens gegenüber dem Süden wird an der Rolle der Länder deutlich, die im Grenzbereich zwischen den beiden Hemisphären liegen. Europa beispielsweise reicht heute bis Südspanien, bis Süditalien, weil beide Regionen zur Europäischen Union gehören. Wenn man aber die Straße von Gibraltar oder das Mittelmeer überquert, befindet man sich in einer Konfliktzone, einer Gefahrenzone. Ich vergleiche das mit dem römischen Limes, der die Außengrenze des römischen Imperiums bildete. So war die aufwendige US-Intervention in Haiti weniger durch den Willen zur Wiederherstellung der Demokratie motiviert. Vor allem sollte der Flüchtlingsstrom von Haiti nach Florida unterbrochen werden. Es geht bei diesen Interventionen also vor allem darum, den instabilen Zustand der Länder im Grenzbereich zu beenden. Das hat in Haiti zu einer Militärintervention geführt, kann aber anderswo auch mit anderen Mitteln erreicht werden. Am Beispiel Marokko wird das deutlich. Marokko liegt auch an der Grenze beider Hemisphären. Was in Marokko geschieht, ist somit vor allem für die Länder des Nordens von Bedeutung. Die marokkanische Regierung wird unterstützt, unabhängig von der Einhaltung der Menschenrechte, ja, nicht einmal wegen des möglichen Absatzmarktes ist Marokko interessant. Was den Norden in Marokko interessiert, ist ein stabiles Regime, ohne das Risiko des Zusammenbruchs staatlicher Ordnung. In bezug auf Algerien war die Entscheidung für eine der beiden Seiten im algerischen Bürgerkrieg für die französische Politik keineswegs durch die Frage der Menschenrechte bestimmt, sondern durch die Überlegung, daß das bestehende Regime besser in der Lage sei, die Bevölkerung des Landes in Schach zu halten, einen Zusammenbruch der staatlichen Ordnung zu verhindern und damit eineinhalb Millionen potentielle Flüchtlinge von Frankreich fernzuhalten. Es gibt also eine Tendenz in den Ländern des Nordens, in der Grenzzone des Limes autoritäre Regime an der Macht zu halten. Stabilität ist das vorherrschende Ziel, weit wichtiger als die Demokratisierung. Und wenn es nicht gelingt, die Stabilität dieser Regime aufrechtzuerhalten, dann greift man ein.

► **Christoph Burgmer** *führte das Gespräch und übersetzte es aus dem Französischen. Im Mai erscheint das von ihm herausgegebene Buch »Der Islam« im Suhrkamp Verlag.*



Tschad: Bedenken sind keine Bedingungen

▶ Seit Beginn diesen Jahres hat sich die chronisch schlechte Menschenrechtssituation im Tschad dramatisch verschärft, obwohl in der neuen Verfassung vom März 1996 das Prinzip der Gewaltenteilung und ein Katalog der Grundrechte verankert wurden. Am 26.3. 1998 verbot die Regierung jegliche Aktivitäten von Menschenrechtsorganisationen. Im gleichen Monat wurden im Süden des Landes mehr als 100 Menschen, zumeist unbewaffnete Zivilisten oder Jugendliche, getötet. Die schweren Menschenrechtsverletzungen weisen darauf hin, daß die Regierung des 1990 an die Macht gekommenen Idriss Déby mit großer Zielstrebigkeit daran geht, jegliche Opposition, insbesondere den Widerstand gegen das Doba-Ölprojekt, mit brutalster militärischer Gewalt niederzuschlagen (vgl. S. 8 in diesem Heft).

Dieses Vorgehen ist eine Reaktion auf die Entstehung aktiver zivilgesellschaftlicher Organisationen im Tschad, die sich für Demokratie, Menschenrechte und Umwelt einsetzen und sich auch eine gewisse Pressefreiheit erkämpft haben. Eine dieser Organisationen ist die Association Tschadienne Non Violente (ATNV), die 1991 im südlichen Tschad als erste gewaltfreie Organisation in Anknüpfung an Theorie und Praxis der Gewaltlosigkeit bei Gandhi und in der christlichen Tradition gegründet wurde. Heute hat die Organisation 5000 aktive Mitglieder und 61 lokale Komitees.

Ein wichtiger Bestandteil der Friedensarbeit der ATNV ist die Konfliktvermittlung zwischen den Rebellen in der Doba-Region und der Regierung. Die Rebellen kämpfen für einen föderativen Staatsaufbau und für die Autonomie des Süd-Tschad, u.a. weil in der Bevölkerung des Südens großer Unwillen darüber herrscht, daß die Kontrolle über die Gewinne aus der Ölförderung ausschließlich im Norden erfolgt. Im April 1997 führte die Vermittlung von ATNV unter Einbeziehung von Schlichtungstraditionen, wie sie in vielen afrikanischen Gesellschaften existieren, zum Friedensschluß zwischen der Regierung und den Rebellen. Er dauerte zwar nur wenige Monate, ist aber dennoch ein erstes Beispiel für praktische und – zumindest zeitweilig – effektive Mediations- und Friedensarbeit.

Neben der aktuellen Konfliktlösung ist es Ziel der Arbeit von ATNV, dauerhafte Strukturen der Konfliktvermittlung zu entwickeln. Der dabei entstehende Gegensatz zwischen dem neu geschaffenen »Dialog der Kontrahenten« und den gesellschaftlich tradierten »Chef-Strukturen«, bei denen die oftmals stark parteiischen Dorfchefs als Schlichter fungieren, versuchen die Mitglieder der ATNV produktiv aufzulösen. Sie führten z.B. Seminare für die Chefs du Village und Unterpräfekten durch und legten dabei das Hauptgewicht auf die Verwirklichung der Menschenrechte für alle am Konflikt Beteiligten und auf die Entwicklung und Förderung gewaltfreier Konfliktlösungen.

Neben der Mediationsarbeit ist die ATNV bestrebt, in die Öffentlichkeit hineinzuwirken: Sie appelliert an die Regierung, die in der Verfassung garantierten Grundrechte zu beachten, fordert die Ahndung von Menschenrechtsverstößen seitens der Sicherheitskräfte, übersetzt beispielsweise die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der UN in lokale Sprachen und macht die Menschen in öffentlichen Versammlungen mit ihrem Inhalt vertraut.

Aus Protest gegen schwere Menschenrechtsverletzungen durch Polizei und Militär organisierten ATNV und andere Organisationen seit 1993 immer wieder die Aktion »ville morte« – gestorbene Stadt, eine afrikanische Version gewaltfreien Widerstandes. Alle in der Stadt Moundou lebenden Menschen verweigern die Arbeit, bleiben zu Hause, kaufen nicht ein. Dieser »Generalstreik« machte die Organisationen und ihre Zielsetzungen in der Bevölkerung bekannt. Erfolgreich hat die Organisation auch gegen die Einführung der Todesstrafe für Taschendiebe protestiert und erreicht, daß sie ausgesetzt wurde.

Bereits seit 1994 beschäftigen sich die MitarbeiterInnen von ATNV mit dem Erdölprojekt. Anlaß hierfür war die Erschießung eines Bauern, der zu einem ESSO-Flugplatz gelaufen war, um ein Flugzeug landen sehen zu können. Die Erschießung durch die für die Sicherheit von ESSO zuständige Gendarmerie wurde mit der Behauptung legitimiert, daß es sich bei dem Getöteten um einen Rebellen gehandelt habe. Nachforschungen durch ATNV und EIRENE ergaben die Unwahrheit dieser Behauptung; eine Strafverfolgung der Täter und eine Entschädigung der Familie des getöteten Bauern blieben aber aus.

ATNV geht nicht davon aus, daß das Erdölprojekt verhindert werden kann. Sie verspricht sich davon einen wirtschaftlichen Aufschwung im Lande, vorausgesetzt, das Geld wird zugunsten der Bevölkerung verwendet. Vor allem aber geht es ATNV und anderen NGOs darum, die vorprogrammierten Folgeschäden des Ölabbaus zu minimieren. Durch beharrliche Öffentlichkeitsarbeit und Forderung nach Offenlegung sind bereits einige Erfolge zu verzeichnen. So wurde die Entscheidung der Weltbank über deren finanzielle Beteiligung am Ölprojekt von September 1997 auf Mitte 1998 verschoben, nachdem die NGOs darauf hingewiesen hatten, daß die tschadische Bevölkerung über das Projekt bisher so gut wie nicht informiert wurde. Dies stehe im Widerspruch zu den Förderrichtlinien der Weltbank, in denen als Voraussetzung für die Förderung die Information und Partizipation der betroffenen Bevölkerung festgeschrieben sei.

Anhand des Ölförderungsprojekts hat sich die Kooperation der ATNV mit anderen tschadischen Menschenrechts- bzw. Umweltorganisationen verstärkt. Im Januar 1998 organisierten ATNV und andere lokale Organisationen eine Zusammenkunft im südtschadischen Donia, an der Repräsentanten von Esso, der Weltbank, der tschadischen Regierung, Gäste aus Nigeria, Kamerun und Europa sowie mehr als 100 RepräsentantInnen von NGOs teilnahmen. Die Erfahrungen in Nigeria vor Augen, wurde seitens der NGO-Vertreter gefordert, Bedingungen für die friedliche und sichere Durchführung des Ölprojekts zu schaffen – unter Einbeziehung der betroffenen Bevölkerung und Nutzung ihrer Kompetenzen vor Ort. Darüberhinaus müßten gesetzliche Regelungen bezüglich der Ölgewinnung und des Umweltschutzes formuliert, die Einnahmen aus dem Projekt kontrolliert werden und Entschädigungen in adäquater Höhe erfolgen. Außerdem sollten unabhängige Untersuchungen zu den soziokulturellen und anderen Folgeproblemen seitens der Regierung in Auftrag gegeben werden. Die Weltbank wird aufgefordert, strengstens auf Einhaltung der von ihr aufgestellten Verfahrensregelungen und Vergabekriterien zu bestehen und die Regierung in Richtung auf eine Verhandlungslösung mit der Rebellenbewegung zu beeinflussen.

Gleichermaßen ist die Kooperation mit deutschen NGOs wie etwa amnesty international, EIRENE, Brot für die Welt, WEED, Urgewald und Misereor weiterentwickelt worden, um die Probleme im Tschad einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ein Anlaß dazu war gegeben, als im Februar der Außenminister des Tschad, Annadi, zu Gesprächen mit den Ministern Kinkel und Spranger in Bonn weilte. Von deutscher Seite wurden Bedenken gegen das Ölförderungsprojekt im Hinblick auf die potentiell mangelnde Umwelt- und Sozialverträglichkeit geäußert und die Entstehung eines neuen Bürgerkriegs befürchtet.

Bedenken sind jedoch keine Bedingungen – das hat die Entwicklung nach diesen Gesprächen nur allzu deutlich gezeigt. Dabei könnte die Bundesregierung eine gewichtige Rolle im Hinblick auf die von der Weltbank zu treffende Entscheidung über die Beteiligung am Ölprojekt im Tschad übernehmen. Bonn ist einer der größten Geldgeber der Weltbank und ihrer Tochtergesellschaften IDA und IFC und hat entsprechende Stimmmacht in deren Gremien. *Barbara Dietrich*

Bayer & GTZ Hand in Hand

▶ Noch immer sterben in Afrika jedes Jahr eine Mio. Kinder an den Folgen der Malaria. Auch für Erwachsene ist diese durch Moskitos übertragene Parasitenerkrankung die häufigste Krankheitsursache. Vor diesem Hintergrund sucht nicht nur die deutsche Entwicklungszusammenarbeit nach neuen Methoden, um der Problematik Herr zu werden. Dabei werden mitunter fragwürdige Allianzen geschlossen. So setzt die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit

(GTZ) bei einem Gesundheitsprojekt in Uganda auf enge Kooperation mit dem Chemie- und Pharma-Multi Bayer.

Das vom deutschen Kinderarzt Albert Kilian mit ugandischen Kollegen durchgeführte Projekt untersucht die Wirksamkeit der Imprägnierung von Vorhängen und Fenstern mit Insektiziden, um die Moskitos gar nicht erst in die Gebäude und damit in die Nähe der BewohnerInnen kommen zu lassen. Diese Methode verhindert nach Ansicht der GTZ nicht nur eine Ansteckung bereits im Vorfeld, sondern ist auch kostengünstiger als eine Behandlung im Krankheitsfalle. Angeblich beeinträchtigt das verwendete Insektizid Cyfluthrin die Anwender nicht und ist bereits in vielen Ländern registriert. Problematisch ist allerdings, daß die GTZ ihr Projekt mit finanzieller und materieller Unterstützung des Cyfluthrin-Herstellers Bayer umsetzt. Es liegt auf der Hand, daß der Multi durch diese Kooperation seine ohnehin dominierende Marktstellung bei der Malariabekämpfung weiter ausbaut. Die Grenzen zwischen öffentlichem Interesse an Gesundheitsvorsorge und Konzerninteressen verschwimmen immer mehr. Damit liegt das GTZ-Projekt allerdings nur im allgemein feststellbaren Trend zur Privatisierung der Entwicklungshilfe (vgl. *iz3w Nr. 227*).

Auf Anfrage des *iz3w* erklärte Ulrike Scheffer von der GTZ, daß man sich bei diesem Projekt nicht durch Bayer instrumentalisieren lasse. Die GTZ unterstütze auch nicht die Einführung fraglicher Mittel. Für Bayer habe die Studie ohnehin keine große Priorität, es sei nur eine von vielen Erprobungen, die bei der Einführung neuer Insektizide nach den Auflagen der Weltgesundheitsorganisation durchgeführt werden müssen.

Ein Präzedenzfall für die enge Zusammenarbeit mit Multis ist das Projekt in Uganda ohnehin nicht. So läuft beispielsweise bereits seit 1995 in Mauretanien ein GTZ-Projekt unter Beteiligung des SHELL-Konzerns, das die Entsorgung von 200 Tonnen des hochgiftigen Insektizids Dieldrin zum Ziel hat. Das Pikante daran: Die Konzerntochter SHELL International Chemicals war bis zur Einstellung der Produktion im Jahr 1987 alleiniger Hersteller von Dieldrin...

Christian Stock

Die guten Menschen von Badolato

► In Italien scheint Konsens zu sein, was in Deutschland höchst umstritten ist: daß kurdischen Flüchtlingen selbstverständlich politisches Asyl zusteht, weil in der Türkei politische Unterdrückung und der Krieg gegen die kurdische Bevölkerung den Alltag bestimmen. Wie sehr jedoch allzu viel Verständis für die Flüchtlinge auf erbitterten Widerstand aus Bonn stößt, führte Bundesinnenminister Kanther der italienischen Öffentlichkeit zuletzt zum Jahreswechsel eindrucksvoll vor Augen. Während die italienische Regierung – allen humanitären Bekenntnissen zum Trotz – in zentralen Fragen dem europäischen Druck nachgegeben hat, setzen sich jedoch die EinwohnerInnen der kalabrischen Kleinstadt Badolato mit praktischer Solidarität gegen die deutsche Kriminalisierungspropaganda zur Wehr.

Die durch Abwanderung zusammengeschrumpfte Kleinstadt an der Küste Kalabriens hat nach der Ankunft des Flüchtlingsschiffes Ararat etwa 120 KurdInnen aufgenommen. Die Bevölkerung hat sich dadurch um 25 Prozent vermehrt. Während die Alleinstehenden nach wie vor zentral in einer Schule untergebracht sind, wurden 20 Familien leerstehende Häuser überlassen. Seitdem bestimmen Menschen mit Wörterbüchern in der Hand das Straßenbild Badolatos. Die italienische Tagespresse titelte stolz: »Hier entsteht das italienische Kurdistan«.

»Die Menschen hier sind sehr freundlich zu uns« beschreibt einer der Kurden, die vor einer Bar auf dem Dorfplatz sitzen, das Verhältnis zu den EinwohnerInnen des Ortes. »Es ist schade, daß wir uns sprachlich nicht verständigen können, aber die Leute grüßen uns auf der Straße, bringen uns Kleidung und Lebensmittel und zuweilen Schokolade für die Kinder,« ergänzt ein anderer. »Als wir kurz nach unserer Ankunft hier auf dem Platz ein Konzert gegeben haben, waren viele Bewohner des Ortes dabei. Einige ältere Leute haben vor Rührung geweint.«

Die EinwohnerInnen von Badolato bestätigen das positive Verhältnis zu den kurdischen Neuankömmlingen. »Die Flüchtlinge sind sehr aufgeschlossen, sie kaufen bei mir ein, und wir verständigen uns mit Händen und Füßen«, weiß die Besitzerin eines Zeitungsladens zu berichten. »In Kurdistan ist die Situation sehr schlimm,« erklärt der Besitzer eines Restaurants, das regelmäßig Essen in die Schule liefert, »hier sind die Leute erst mal in Sicherheit und können sich ein wenig ausruhen.« Auch der Wirt der kleinen Bar auf dem Marktplatz weist auf die Unterdrückung und den Krieg hin, vor dem seine neuen Gäste geflohen sind. Er hat bereits einige Brocken türkisch gelernt, um sich besser mit ihnen verständigen zu können.

»Als die Flüchtlinge kamen, haben wir eine Dorfversammlung abgehalten und den Menschen hier die Situation in den Herkunftsländern erklärt. Wir haben ihnen klargemacht, daß die Kurden nicht nach Italien gekommen sind, um ihnen die wenigen Arbeitsplätze wegzunehmen, sondern daß sie vor dem Krieg fliehen. Und das hat die überwiegende Mehrheit der Leute verstanden,« schildert Bürgermeister Manello seine Bemühungen um die Eingliederung der KurdInnen. »Nun versuchen wir, ihnen Häuser und Arbeitsplätze zu besorgen. Ich habe diesbezüglich Projektanträge gestellt.« So sollen die Häuser der KurdInnen aus öffentlichen Geldern renoviert werden und Arbeitsplätze im Bausektor neu entstehen. Auch die Einrichtung eines italienisch-kurdischen Kulturzentrums mit jeweils zwei italienischen und zwei kurdischen Angestellten ist geplant. »Außerdem werden wir Alphabetisierungs- und Italienisch-Kurse anbieten und die Kinder in die Schule integrieren«, kündigt Manello an. Flüchtlingspässe hat die Mehrzahl der KurdInnen mittlerweile erhalten.

Doch nicht nur die Eingliederung der Flüchtlinge in Badolato stellt für den Bürgermeister eine Herausforderung dar. Im März reiste er zum ersten Mal mit einer Menschenrechtsdelegation nach Kurdistan, um in Diyarbakir an den Feiern zum kurdischen Newrozfest teilzunehmen. »Ich möchte den

Kurden, die in ganz Europa verstreut und denen, die in ihrem eigenen Land leben, sagen, daß es eines der schönsten Dinge der Welt ist, als Partisanen für die Freiheit und Demokratie zu kämpfen, und daß sie dabei unsere Unterstützung genießen.«

Knut Rauchfuss

Kirchenasyl: Wartesaal für Abschiebung?

► Seit Januar protestieren kurdische Flüchtlinge in Kölner Kirchen gegen ihre Abschiebung in die Türkei. Ihre Zahl ist inzwischen auf über einhundert Menschen angewachsen. Und längst nicht alle, die Zuflucht in einer Kirche suchen, können aufgenommen werden. Der kollektive Protest wird vor allem von Illegalisierten getragen, also von bereits ausreisepflichtigen Flüchtlingen und abgelehnten Asylsuchenden, denen die Abschiebung angedroht ist oder die mit »Duldungen« ohne Aussicht auf deren Verlängerung ausgestattet sind. Allen gemein ist, daß sie eine Rückkehr in die Türkei fürchten und das Leben als Illegalisierte nicht mehr hinnehmen wollen.

Unterstützt wird die Protestaktion für ein Bleiberecht bislang von 27 Kirchengemeinden in Köln, Düren, Herzogenrath, Bielefeld, Aachen und Brühl. Weitere katholische und evangelische Gemeinden sind bereit, den Protest zu unterstützen und den Flüchtlingen für eine begrenzte Zeit Zuflucht zuzusichern. Die kirchliche Solidarität wird vor allem vom »Ökumenischen Netzwerk Asyl in der Kirche in NRW« organisiert. Noch nie haben in der Bundesrepublik so viele Kirchengemeinden zeitgleich und koordiniert Flüchtlinge zum Schutz vor Abschiebung aufgenommen. Zugleich wird die Protestaktion vom Kölner Netzwerk »Kein Mensch ist illegal«, einem Bündnis Kölner Flüchtlingsinitiativen und Beratungseinrichtungen, unterstützt und begleitet.

Anfang Januar hatten sich drei illegalisierte kurdische Familien an das Netzwerk mit der Bitte um Unterstützung gewandt. Für die zunächst privat versteckten KurdInnen mußten Zufluchtsorte gefunden werden. Es war naheliegend, auf Kirchenasyl zurückzugreifen, da Kirchen als »moralische Instanz« zumindest einen minimalen Schutz vor polizeilichem Zugriff bieten. Die Suche nach Unterstützung durch weitere gesellschaftliche Gruppen wie Gewerkschaften, BÜNDNIS 90/ DIE GRÜNEN, Asten, Schulen, Intellektuelle, Künstler und Arbeitsloseninitiativen blieb bislang ohne nennenswerte Ergebnisse, wenn von der öffentlichen Unterstützung durch Günter Grass einmal abgesehen wird.

Die Protestaktion gewann schnell an Dynamik, immer mehr Kurden suchten Schutz und Unterstützung. Am 7. März begab sich eine Gruppe der Untergetauchten in ein Wanderkirchenasyl, dessen erste Stationen zwei Wochen lang Düren und anschließend vier Wochen lang Aachen waren. Als weitere Zufluchts- und Proteststätten sind Herzogenrath, Viersen, Mönchengladbach und Düsseldorf vorgesehen. Vom 25. April an begibt sich eine weitere Wanderkirchenasylstafette von Bielefeld über Dortmund nach Bochum.

Der Rückgriff der Protestaktion auf kirchliche Zuflucht ist nicht unproblematisch, bleibt sie doch auf die Vermittlungs- und »Klage«funktion der Kirche angewiesen. Die Leitung der rheinischen Landeskirche akzeptiert zwar die Entscheidung ihrer Gemeinden, am Protest teil- und die Flüchtlinge aufzunehmen, will die Protestaktion aber selbst nicht unterstützen und verhält sich öffentlich eher distanziert. Distanzierung aber ist – gewollt oder ungewollt – ein Angebot an die Politik, die Zufluchtsgewährungen und den Protest ins Leere laufen zu lassen. Zugleich blockiert das zögerliche Verhalten der Kirchenleitung Solidarisierungseffekte unter den Gemeinden, die mögliche Konflikte mit kirchlichen Hierachien und Mehrheitsströmungen scheuen. Eine Protestaktion, die auf die Bereitschaft der Kirchengemeinden, den Illegalisierten Zuflucht zu gewähren, konzeptionell angewiesen ist, muß das faktische Machtgefälle innerhalb der Kirche als Ganze beachten und versuchen, die kirchenleitenden Gremien für die Unterstützung des Protest zu gewinnen.

Inzwischen unterstützen mehrere Superintendenten die Planung für ein öffentliches Hearing zur Situation der Flüchtlinge unter kirchlicher Trägerschaft. Es wird voraussichtlich am 7. Juni in Düsseldorf stattfinden. Ziel des Hearing ist es, eine politische Lösung anzubahnen. Dem diente auch die medienwirksame, von der Initiative »Kein Mensch ist illegal« organisierte Dampferfahrt auf dem Rhein am 24. April vom Zentrum des Protestes in Köln nach Düsseldorf, an der die Illegalisierten, Prominente und UnterstützerInnen teilnahmen.

Wie begrenzt der derzeitige Schutz der Kirchen ist, hat der Kurde Süleyman Yadirgi erfahren müssen. Beim Versuch, seine noch bestehende Duldung zu verlängern, wurde er ohne rechtlich zwingende Grundlage auf Eigeninitiative eines Mitarbeiters der zuständigen Ausländerbehörde inhaftiert und am 16. März nach Istanbul abgeschoben. Dort wurde er aufgrund ungültiger Einreisepapiere erneut inhaftiert. Inzwischen ist er freigelassen und untergetaucht. Spätestens hier wurde deutlich, daß eine Kampagne, die versucht, den Protest der Flüchtlinge in Kirchen zu organisieren, nicht mehr erreichen kann, als auf die politischen und kirchlichen Institutionen einzuwirken. Sie muß einen Weg aus der politischen Isolierung der Protestaktion suchen, will sie nicht fahrlässig die Gemeindehäuser in einen Wartesaal verwandeln, in dem die Flüchtlinge ihrer zeitlich unbestimmten, aber gewissen Abschiebung harren.

Dirk Vogelskamp

Alte Hasen gegen zweite Natur

► »Our efforts – your smile«, das verspricht eine Werbung von Hoechst India in Bombay. Das Unternehmen untersucht in Indien Naturstoffe auf ihre bio- und gentechnologische Nutzbarkeit. Die AutorInnen des Bandes **Unternehmen Zweite Natur** entlarven solche Slogans in einem Szenario einer neuen Welt der Biotechnologie, in der transnationale Konzerne der »Triade« Nordamerika, Westeuropa und Japan die Länder der Dritten Welt als Ressource, als Absatzmarkt und vor allem als Experimentierfeld funktionalisieren.

So zeigt Dan Leskien in seinem Beitrag über das internationale »Biosafety-Projekt«, daß zunehmend Freisetzungsversuche mit gentechnisch veränderten Organismen, zumeist Pflanzen, in Länder der Dritten Welt ausgelagert werden: nach Argentinien, Mexico, Puerto Rico, Chile und Südafrika. Gründe für diesen »Nord-Süd-Freisetzungsexport« gebe es viele: »Einer aber trifft sicherlich nicht zu – daß die Länder der Dritten Welt ein eigenes forschungspolitisches Interesse daran haben.«

Experimentierfeld und Absatzmarkt, das sind die Rollen, die die Länder des Südens zugewiesen bekommen. »Jedenfalls werden sie keine Standorte sein für Forschung und Entwicklung oder für die Produktion«, so lautet das Urteil des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlers Ulrich Dolata. Zwar hätten Schwellenländer wie Indien, Thailand, Mexiko, Argentinien und Brasilien mittlerweile einige moderne biomedizinische Institute aufgebaut. Doch dort würde nur die Produktion von sogenannten »me toos« stattfinden – billige Nachahmversionen erfolgreicher Pharmaprodukte, die in den Industrieländern verkauft werden.

Wenn sie schon keine Produktionsstandorte sind, dann könnten die Länder der Dritten Welt vielleicht wenigstens daran verdienen, daß sie reich sind – reich an genetischen Ressourcen. Diese wollen sie, das mußten die Konzerne der Industriestaaten in den letzten Jahren erst mühsam lernen, nicht mehr umsonst abgeben. Im Zusammenhang mit einem »ausgewogenen Interessensausgleich« kursieren inzwischen einige Ansätze wie »Bioprospecting« oder »bilaterale Verträge«.

Als Musterbeispiel für einen bilateralen Vertrag gilt das Abkommen zwischen INBio (Institut für Biodiversität in Costa Rica) und dem größten Pharmakonzern Merck. Für die Nutzung der Artenvielfalt für kommerzielle Zwecke wurden bei Vertragsabschluß im Jahr 1991 zwischen Merck und Costa Rica rund eine Million Dollar – zum Beispiel für das Honorar für Pflanzensammler, für die Einrichtung des Labors und zu einem geringen Teil für Naturschutzzwecke – sowie eine Gewinnbeteiligung ausgehandelt (die Höhe wurde nie offiziell bekanntgegeben). Costa Rica, so schätzt die kritische kanadische Organisation RAFI (Rural Advancement Foundation International), hat sich mit dem Vertrag wohl kräftig übers Ohr hauen lassen. RAFI legte bei einer Berechnung eine allgemein übliche Gewinnbeteiligung von zwei bis drei Prozent zugrunde – und fand heraus, daß mit ähnlichen Verträgen die gesamten genetischen Ressourcen des Südens für 10 Millionen Dollar jährlich verhökert werden könnten. Merck gab 1991 allein für die Forschung 100mal soviel aus. Eine Reportage von Markus Flatten zeigt, was Pflanzensammler, Kleinbauern und Naturschutzgruppen vor Ort von dem »Musterbeispiel INBio-Merck« halten.

Unter dem Stichwort »Bioprospecting« beschreibt Volker Heins die Erfahrungen, die in Indien mit der Ansiedlung von Hoechst gemacht wurden. Seiner Meinung nach gibt es trotz eines effektiven Technologietransfers Defizite. So würde ein fairer Nutzenausgleich und die moralische Anerkennung der verschiedenen Gruppen und Institutionen nicht stattfinden: »Benefit sharing wird schlicht mit dem Nutzen der indischen Aktionäre gleichgesetzt«.

Die Einzelbeiträge des Buches, die sich auf konkrete Produktbeispiele – Kakao, Cassava, Bananen, Reis, Milch und Fische – beziehen, zeigen deutlich: Die Interessen der Kleinbäuerinnen und -bauern sind andere als die der Forschungsinstitute und Konzerne. So arbeiten GentechnologInnen zum Beispiel daran, bei dem »Brot der Armen«, der Cassava, den Blausäure-Gehalt zu senken (wofür es schon längst Methoden in der konventionellen Verarbeitung gibt). Kleinbauern wünschen sich, wie Helen Zweifel in ihrem Beitrag beschreibt, von der Forschung aber eher neue Verarbeitungsmethoden oder Pflanzen, die schneller wachsen oder Dürre besser aushalten. Doch Eigenschaften wie die Widerstandskraft gegen Dürre oder auch Kälte und Salztoleranz sind für die Gentechnik viel zu komplex und bleiben der klassischen Züchtung vorbehalten.

Das Buch »Unternehmen Zweite Natur« ist für diejenigen, die den Werbeslogans der Industrie über die segensreichen Auswirkungen der Gentechnologie für die Länder der Dritten Welt mißtrauen, eine wichtige Argumentationshilfe und umfassende Informationsquelle. Man merkt dem Buch an, daß die HerausgeberInnen – Ute Sprenger, Soziologin, Publizistin und langjährige ehemalige Redakteurin des GID, Jürgen Knirsch vom Pestizid Aktions-Netzwerk (PAN) und Kerstin Lanje von der BUKO Agrar Koordination – »alte Hasen« auf dem Gebiet der Entwicklungspolitik und der Gentechnologie sind. Das Buch ist informativ, sehr gut recherchiert und gibt den aktuellsten Stand der biotechnologischen Entwicklungen wieder. Fehlt den LeserInnen zu bestimmten Begriffen das nötige Hintergrundwissen, so bieten die HerausgeberInnen hilfreiche Einführungskästen wie zum Beispiel über Nachhaltigkeit, Malthus »Bevölkerungsgesetz« oder die Internationalen Agrarforschungszentren an. Portraits und Adressen von kritischen Organisationen bieten motivierten LeserInnen an, sich in die Politik einzumischen, wenn die »zweite, synthetische Natur der Biotechnologie auf die Dritte Welt« trifft. *Sabine Riewenherm*

► *Unternehmen Zweite Natur. – Multis, Macht und moderne Biotechnologien. Herausgegeben von Ute Sprenger, Jürgen Knirsch, Kerstin Lanje. focus: ökozid 12. Focus-Verlag Gießen.*

Afro-amerikanische Abrechnung

► »Fraglos das wichtigste Buch über Afrika seit Tania Blixens Klassiker »Out of Africa« zitiert der Verlag auf dem Buchrücken USA-Today. Fraglich nur, ob der Autor Keith B. Richburg, ein afro-amerikanischer Journalist, in die Tradition kolonialer Literatur gestellt werden will. Eigentlich zog Richburg als Korrespondent der Washington Post 1991 aus, um seine afrikanischen Wurzeln zu entdecken. Das Buch ist das Ergebnis der Aufarbeitung seiner Erlebnisse in dieser Zeit, eine persönliche Abrechnung mit Afrika. Diese Abrechnung kulminiert in der provokanten Aussage, er danke Gott, daß seine Vorfahren die Versklavung überlebt hätten und er nunmehr Amerikaner sei (ohne natürlich, so versichert er, die Sklaverei verteidigen zu wollen). Innerhalb Afrikas und der »Black Communities« in aller Welt hat Richburg hiermit natürlich heftige Kontroversen ausgelöst. Der afrikanische Schriftsteller Nuruddin Farah wirft Richburg in der London Review of Books (9/1997, S. 18/19) Verantwortungslosigkeit, Feigheit und Selbst-Promotion vor, auch seien seine Interpretationen abgedroschen.

Wer **Jenseits von Amerika** liest, kann dem nur beipflichten. Richburgs Stil ist reißerisch: »Ich sah, wie die Toten den Fluß in Tansania hinuntertrieben«, ist der erste Satz, gefolgt von einem Sammelsurium an Brutalität und Gewalt. Natürlich war der Journalist Richburg immer dort zur Stelle, wo Konflikte gewaltsam aufbrachen, und er bedient uns mit Stereotypen, die bereits unsere Medienwelt von Afrika täglich kreiert. Ursachenanalyse ist Richburgs Stärke nicht. Ökonomische Zusammenhänge spielen kaum eine Rolle; Richburg verbeißt sich so in Afrika, daß er vergißt, wie multikausal Armut in einer globalisierten Welt ist. So ist eine der Fragen, die Richburg bewegt, warum »sich Südostasien so schnell entwickelt (hatte) und Afrika nicht« (S. 234). Er hat diese Frage Ugandas Präsident Museveni gestellt. Es sei »die Disziplin der Asiaten, verglichen mit der der Afrikaner«, so eine der Antworten Musevenis, und genau für die kann sich Richburg so richtig begeistern, da sie so offen sei und einmal

nicht nur »Zweideutigkeiten, Entschuldigungen und Ausflüchte« biete.

Man mag Richburg anrechnen, daß er gegen einen verquasten Afrika-Romantizismus anschreiben möchte. Dies haben vor ihm jedoch schon viele getan, nur weniger populistisch. Richburg hat es dennoch nicht für nötig befunden, sich auf Autoren wie Appiah oder Kabou zu beziehen, die sich ja auch nicht gerade unkritisch mit Afrika auseinandersetzen. Die Mehrzahl afrikanischer Autoren erfahren sowieso bis heute nicht die Gunst, ins Deutsche übersetzt zu werden (mögen sie noch so kritisch sein).

Es spricht für Richburg, daß er den Leser/innen seine selektive Wahrnehmung transparent macht: »Meine Sicht der Dinge (ist) hoffnungslos durch das Schlechte verstellt.« Die Schlußfolgerung kann dann allerdings nur sein, daß es ihm weniger um Afrika als um sich selbst geht. Und genau dieser Stellenwert sollte »Jenseits von Amerika« beigemessen werden. Wer etwas über Afrika südlich der Sahara erfahren möchte, sollte eine andere Lektüre wählen. *Regina Frey*

▶ *Keith B. Richburg: Jenseits von Amerika. Eine Konfrontation mit Afrika, dem Land meiner Vorfahren. Quell-Verlag, Stuttgart 1998, 333 Seiten, 39 Mark. Original: »Out of Amerika. A Black Man Confronts Africa, Basic Books, New-York, 1997.*

Linksaußen Galeano

▶ Eduardo Galeano hat ein Buch über Fußball geschrieben, und das ist gut. Denn wenn der Fußballfreund hierzulande nach geeigneter Literatur zu seinem Hobby sucht, muß er mit Schrecken feststellen: es mangelt zwar nicht an Masse, wohl aber an Klasse. Die intellektuellen Köpfe des Landes scheuen das Thema offensichtlich. Zu eng scheint das Image vom Fußball mit dem Geruch von Bratwurst und den pöbelnden Gesängen aus der Fankurve verknüpft zu sein.

In Südamerika ist Fußball anders, bunter, fröhlicher, schöner, aller Globalisierung zum Trotz. Und das Image des runden Balls ist auf dem lateinamerikanischen Kontinent nicht abstoßend sondern anziehend. So anziehend, daß auch Eduardo Galeano, der seit seinem Klassiker »Die offenen Adern Lateinamerikas« (1971) in der Champions League schreibt, dem Fußball ein Buch gewidmet hat. Historiker, Schriftsteller und Journalist ist Galeano nur aus Unvermögen dem Ball gegenüber geworden: »Wie alle männlichen Einwohner Uruguays wollte ich einmal Fußballer werden. Ich spielte phantastisch, einfach wunderbar, doch nur nachts, während ich schlief«, schreibt er am Anfang, und auch: »Ich wollte etwas schreiben, das dieser großen heidnischen Messe würdig wäre.(...) Schreibend wollte ich mit den Händen das tun, was ich mit den Füßen nie zu tun vermochte.«

Daß Eduardo Galeano mit den Worten spielen kann und ein Meister der Metapher ist, bewies er schon in seinen vorigen Büchern. Dabei kommt dem Leser zu Gute, daß er (endlich einmal) einen nicht eurozentrierten Blick auf den Fußball erhält, sondern auch aus dem Blickwinkel des Kontinents, wo immer noch der schönste Fußball gespielt wird: Lateinamerika. Der Schönheit fühlt sich der Autor auch verpflichtet und er bleibt seinem Stil treu. »Das Tor ist der Orgasmus des

Diplom- und Hausarbeitenbörse

Na, so langsam wird das ja mit unserer Diplom- und Hausarbeitenbörse (vgl. *iz3w Nr. 226 und 227*). Deshalb noch einmal unser Aufruf: Studierende aller Fächer, traut Euch und schickt Titel und Kurzbeschreibungen Eurer Arbeiten aus dem Themenbereich Nord-Süd an:
iz3w, Postfach 5328, 79020 Freiburg, e-mail: iz3w@link-s.cl.sub.de. Bitte weist auch in Seminaren etc. auf unser Angebot hin.

▶ »Die **Rolle der Kinder** in der Gesellschaft im Vergleich von westlichen Industriegesellschaften, dargestellt an Beispielen aus Deutschland und Indien«. Magisterarbeit im Fach Soziologie, erhältlich bei: Olaf Aders, Ringstr. 79, 24114 Kiel.

▶ »Der Mythos vom 'ethnischen Konflikt' – 38 Jahre Ethnisierung und **Völkermord in Rwanda**«. Hausarbeit (1998) im Fach Ethnologie über die politisch-sozialen Entwicklungen seit der Unabhängigkeit Rwandas, die zum Genozid von 1994 führten, und die Ereignisse bis 1997. 34 Seiten, gegen Unkosten von 6.- DM bei Peter Welk, Bürgerwehrstr. 33, 79102 Freiburg.

▶ »**Frauenarbeit auf den Philippinen** – Auswirkungen der exportorientierten Industrialisierung«. Diplomarbeit im Fachbereich Politische Wissenschaft der FU Berlin, zu beziehen bei: Anke Stopperich, Soldiner Str. 33, 13359 Berlin.

▶ »Das internationale **Computernetzwerk APC** – dargestellt am Beispiel von ComLink e.V. (Deutschland) und Mango (Simbabwe)«. Diplomarbeit (1997) über das Informationsgefälle zwischen Industrie- und Entwicklungsländern, 76 Seiten, gegen Unkosten von 15.- DM bei Franziska Schneider, Im Moore 26, 30169 Hannover.

▶ »**Schwellenland Marokko?** Probleme und Perspektiven einer exportgeleiteten Entwicklungsstrategie in Nordafrika«. Die Diplomarbeit (1993) befasst sich unter wirtschaftlichen, politischen und sozialen Gesichtspunkten mit Marokkos Entwicklungsblockaden, die u.a. aus der Abhängigkeit von der EU und deren Importpraxis resultieren. 106 Seiten, für 10.- DM erhältlich bei Frank Mischo, Fraunhoferstr. 33, 47057 Duisburg.

Fußballs, Galeano schreibt metaphorisch »wie der Orgasmus, so wird auch das Tor in der modernen Gesellschaft immer seltener« und immer gesellschaftskritisch.

Galeano zeigt die Entwicklung des Fußballs in einzelnen Anekdoten auf, die jeweils nur wenige Seiten einnehmen, womit das Buch sehr lesefreundlich wird. Themen sind die Geschichte des Fußballs in Lateinamerika, der Rassismus im Sport, die Funktion als Ersatzreligion, die Kommerzialisierung, die einzelnen Weltmeisterschaften und immer wieder besonders herausragende Spieler. Klopper und Stopper bleiben hier draußen – Galeano erzählt von den Virtuosen am Ball, mit viel Liebe zum Detail, immer der Schönheit verpflichtet. Das ist für ihn das Licht des Fußballs, wenn er von Doppelpässen, Fallrückziehern und Pelé erzählt: »Doch die, die wir das Glück gehabt haben, ihn spielen zu sehen, haben ein Geschenk von seltener Schönheit erhalten: Augenblicke, die so sehr der Unsterblichkeit würdig sind, daß sie uns glauben lassen, die Unsterblichkeit gäbe es tatsächlich.«

Doch auch weniger erfolgreiche Fußballspieler finden Erwähnung, so z.B.: Ernesto Guevara, der in jungen Jahren auf einer seiner Lateinamerikatouren in Venezuela als Trainer und Torwart jobbte, mit seiner Mannschaft aber abstieg und deshalb eine Karriere als Guerillakämpfer einschlagen mußte... Kleine Geschichten wie diese machen das Buch so spannend und abwechslungsreich. Und obwohl unzusammenhängend, ergeben sie im Ganzen ein Bild der Entwicklung des Fußballs.

Galeano präsentiert sich als Gesellschafts- und Fußballpessimist, denn alles Schöne, Natürliche wird dem bloßen Erfolg und dem Streben nach Geld untergeordnet. Der ursprüngliche Sinn, der Spaß am Spiel gehe verloren, es zähle allein das Ergebnis, und was sich als ineffizient erweist, ist unnötig. Im Zuge dessen werden immer weniger Tore geschossen, aber immer mehr Geld umgesetzt. Galeanos Abrechnung mit den Funktionären und der Kommerzialisierung gehört zu den stärksten Seiten des Buches, hier wartet er mit vielen neuen Informationen auf. Die Neoliberalismus- und Globalisierungskritik ist ja auch sein eigentliches Betätigungsfeld.

Etwas undifferenziert wird der Autor bei der Beurteilung von Spielern. Bei Galeano scheint per se ein Spieler besonders lobenswert, der aus ärmlichen Verhältnissen kommt. So entscheidet weniger das Handeln über die Sympathie als vielmehr die Herkunft.

»Der Ball ist rund und Tore lauern überall«, gehört trotzdem zu den Stars im Bücherregal. Denn Galeano schaut weit über den Stadionrand hinaus und versteht es, die Lust am Fußball, an der Spielfreude und dem Tricksen zu wecken. Als Lektüre für die bevorstehende Weltmeisterschaft ist es auch geeignet. Besonders aber, um Lust am Kick auf der Wiese gegenüber zu wecken.

Felix Göpel

► *Eduardo Galeano: Der Ball ist rund und Tore lauern überall, Peter Hammer Verlag, Wuppertal 1997, 29,80 DM*

Bücher

► Anny Knapp und Herbert Langthaler (Hrg.): **Menschenjagd.** Schengenland in Österreich, Promedia, Wien 1998

► Marily Stroux und Reimer Dohrn: **Blinde Passagiere**. Es ist leichter in den Himmel zu kommen als nach Europa, Brandes & Apsel, Frankfurt/M. 1998, 22,80DM

► Wolfgang Dietrich: **Periphere Integration und Frieden im Weltsystem**. Ostafrika, Zentralamerika und Südostasien im Vergleich, Promedia, Wien 1998

► Heinrich Dauber u.a. (Hrg.): **Das Projekt war doch ein Erfolg**: Schulen im interkulturellen Dialog, IKO, Frankfurt/M. 1998, 39,80 DM

► Joachim Hirsch: **Vom Sicherheitsstaat zum nationalen Wettbewerbsstaat,** ID Verlag, Berlin 1998, 172 S., 28,- DM

► Martina Kaller-Dietrich (Hrsg.): **Recht auf Entwicklung?**, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt 1998, 140 S., 24,80 DM

► Matthias Drilling: **Überleben im Schatten** – Der informelle Sektor, Horlemann 1998

► Manfred Linz: **Spannungsbogen** – »Zukunftsfähiges Deutschland« in der Kritik Birkhäuser Verlag, Basel 1998, 75 S.

► Erdmute Heller, Hassouna Mosbahi (Hrsg.): **Islam Demokratie Moderne** – Aktuelle Antworten arabischer Denker, C.H. Beck, 38,- DM

► Andreas Hepp, Rainer Winter (Hrsg.): **Kultur Medien Macht** – Cultural Studies und Medienanalyse, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 1997, 297 S., 49,80 DM

► Robert Kappel (Hrg.): **Weltwirtschaft und Armut**, Deutsches Übersee-Institut, Hamburg 1997

► Uwe Bolius: **Landnahme**. Eukalyptus-Monokulturen in Brasilien, Brandes & Apsel, Frankfurt/M. 1998

► Manon Baukhage und Daniel Wendl: **Tauschen statt Bezahlen**. Die Bewegung für ein Leben ohne Geld und Zinsen, Rotbuch-Verlag, Hamburg 1998, 24, 80 DM

► Diethelm Weidemann und Wilfried Lulei (Hrg.): **Kambodscha**. Innere und äußere Aspekte einer Konfliktlregelung, Centaurus, Pfaffenweiler, 1998, 118,- DM



betr.: Entwicklungspolitik – vom loser zum win-win, iz3w Nr. 227, S. 12-13

► Es ist erfreulich, daß bei aller Global-Politik immer noch ein Aufschrei der Empörung in bezug auf die nationale Politik möglich ist, wie der Artikel von Christel Zgaga bezeugt. Auch wenn die dargestellten »geheimen« Zusammenhänge zwischen offizieller Entwicklungspolitik und Privatwirtschaft als längst bekannt vorausgesetzt werden können, lohnt es, die Diskussion voranzutreiben. Diese wird durch die recht eigenwillige Einschätzung mancher Sachverhalte durch Zgaga geradezu herausgefordert – etwa wenn sie sagt, daß die Entwicklungspolitik durch die neue Entwicklung im BMZ »zu den Verlierern« zählt. Dazu zur Erinnerung: Die Entwicklungszusammenarbeit ist hervorgegangen aus der Entwicklungshilfe, und diese aus der Kolonialverwaltung.

Daß Entwicklungspolitik einer »schwindenden politischen und öffentlichen Akzeptanz« ausgesetzt ist, muß in Anbetracht der Entfaltung von Ländernetzwerken, Nord-Süd-Foren, NRO- und Lokale-Agenda-Aktivitäten mit z.T. erheblicher öffentlicher Förderung als falsche Einschätzung angesehen werden. (....) Die offizielle Verknüpfung der Entwicklungspolitik mit der Wirtschaftspolitik (oder ihre Unterordnung) kann auch als Gewinn interpretiert werden. Denn ist es nicht ein Verdienst des BMZ, mit der win-win-Strategie das erreicht zu haben, was die Soli-Szene bis zum heutigen Tag nicht einhellig geschafft hat: Die Entwicklungshilfe bzw. -zusammenarbeit von ihrem ideologischen Charakter zu befreien? Vielleicht wird endlich auch den eingefleischtesten Helfern deutlich, daß es nicht um's Brot geht, sondern um die Wurst – die Wirtschaft. (...)

Es scheint nur konsequent, wenn das Kind beim Namen benannt wird und das BMZ sich in den neoliberalen Kurs der Standortstrategen fügt. Selbst wenn leicht zu belegen ist, daß die bisherigen weltwirtschaftlichen Bedingungen, ob mit Kolonialverwaltung, Entwicklungshilfe oder -zusammenarbeit, die südlichen Ökonomien tendenziell in eine gesamtgesellschaftlich zunehmend schlechtere Lage gebracht haben, so bleibt noch zu beweisen, daß der totale Eine Markt für unsere Eine Welt wirklich schlechter ist, denn er ist noch nicht total. (...) *Holger Klee*

betr: Fehlleistung II, iz3w Nr. 228, S. 44

▶ Unterschiedlich, aber allesamt heftig waren die Reaktionen auf die Pressemitteilung der AKTION 3.WELT Saar, in der sie sich gegen die Verlegung von Fußballspielen wegen der Castortransporte aussprach. Die taz schrieb: »Eine Wortmeldung der 'Aktion 3.Welt Saar' zu dieser Sache ist ungefähr so plausibel wie eine des 'Interessenverbandes deutscher Rockmusiker'. Schließlich rollt der Castor ja weder durch noch in die 3.Welt«. Der CDU-Landtagsabgeordnete Jürgen Schreier meinte: »Die Castor-Transporte kommen nicht aus der 3.Welt, sie fahren nicht in die 3.Welt und Cattenom liegt auch nicht in der 3.Welt. Ich frage mich, wo ist der Auftrag der 3.Welt-Aktion in diesen Fragen?«. Die *iz3w* kommentierte »Mit der jüngsten PR-Aktion (ist) jedoch endgültig der Linkspopulismus ausgebrochen (...) Die SaarländerInnen biedern sich bei der Fußballnation an. Werte KollegInnen: Ball flachhalten!«

Auffallend sind die im Kern identischen Botschaften aus so unterschiedlichen politischen Milieus sowie die emotionale Heftigkeit der Reaktionen:

1. Eine 3.Welt-Gruppe ist eine Ein-Punkt-Organisation und hat ausschließlich zum Thema '3.Welt' zu arbeiten. Was ihr eigentlicher Auftrag ist, wird von außen festgelegt. Erfüllt sie ihn nicht und verläßt den Tellerrand ihres »eigentlichen Themas«, wird sie abgestraft. Das »eigentliche Thema« resultiert aus verteilten und verinnerlichten gesellschaftlichen Zuständigkeiten: Parteien für Politik, Medien für Informationshäppchen, Kirchen für Ethik und 3.Welt-Gruppen für's Informieren und Helfen. Wer linke Politik macht und trotzdem lachen will, geht ins Kabarett.

2. In einer linken Organisation arbeiten keine Fußballfans mit. Fußball ist keine ernstzunehmende Beschäftigung, sondern etwas für den Feierabend. Entsprechend dem gesellschaftlichen Schubladendenken und der Ressortzuteilung darf es entweder Thema am Stammtisch oder der akademischen Beschäftigung mit soziologischem Einschlag sein. Folgerichtig kündigt die *iz3w* zwei Seiten weiter einen Schwerpunkt zu »Sport ohne Grenzen« an und will dort eine Antwort auf die Frage wagen, was die Faszination so vieler für Fußball ausmacht. Was eben noch bei anderen Populismus und Anbiederung war, mutiert innerhalb weniger Zeilen zu einem ernstzunehmenden Thema, sobald es die eigene Gruppe oder Zeitung bearbeitet. Das ist bei der taz und der CDU-Saar nicht anders. Den pädagogischen Rat an die AKTION 3.WELT Saar – »Ball flachhalten« – kann der Fußballphilosoph und -trainer Hans Hubert Vogts nicht besser formulieren.

Roland Röder, AKTION 3.WELT Saar und Fan des FC 08 Homburg.

(Eine Dokumentation der Reaktionen zur Fußball-Erklärung kann gegen Kopier- und Portokosten (5,-DM in Briefmarken) bezogen werden: AKTION 3.WELT Saar, Weiskirchener Str. 24, 66679 Losheim)

der überblick 1/98

▶ Die ersten hundert Seiten dieser Ausgabe widmen sich dem Thema Kriminalität und Sicherheit. Dabei erstaunt der unkritische Umgang mit der Institution Polizei, mit dem Hinweis auf neue, demokratisch gewählte Regierungen in der 3.Welt. Hier könnte doch irritieren, daß die Polizei auch in »Rechtsstaaten« ihren unveräußerlichen Platz an der Spitze derer hat, die die Grenzen vor den Armen der Welt schließen, oder derer, die die Innenstädte von Obdachlosen säubern wollen. Die Beteiligung staatlicher Sicherheitskräfte an der Ermordung von Straßenkindern in den Demokratien Brasiliens oder Kolumbiens entspricht dem. Und in ihrer institutionellen Hierarchie und Abschottung stellt jede Polizei einen besonderen Hort autoritären Korpsgeistes dar. Im Leitartikel wird die Forderung nach entwicklungspolitischer Polizeihilfe aufgestellt, als ob hier die Probleme von Drittweltgesellschaften lägen. Im Wechsel von kritischer und affirmativer Perspektive handelt das Heft im Folgenden von den Themen »Ausländerkriminalität«, Dezentralisierung und Demokratisierung der Polizei, Waffenhandel, deutsche Polizeihilfe, diverse Polizeien in Haiti, Kenia, Chile, Jordanien, und Kriminalität und Bürgerwehren in Drittweltmetropolen. Im Bereich privater Sicherheitsdienste und internationalen Söldnertums werden internationale Söldnertruppen als moderne Dienstleistung beschrieben, derer sich zunehmend von interessierten Eliten bedient wird.

▶ *Bezug: Verlag Dienste in Übersee, Postfach 305590, 20317 Hamburg. 9,50 DM*

inamo 13

▶ Die aktuelle Ausgabe ist dem 50. Jahrestag der Gründung Israels gewidmet.Die Beiträge handeln hauptsächlich von der Gründungsgeschichte Israels und stammen in der Mehrzahl von israelischen Intellektuellen. Im Einleitungsartikel beschreibt Ilan Pape die neuere historische Kontroverse um den Zionismus und den 1.israelisch-arabischen Krieg 1948. Anstelle der vorherrschenden Version der Befreiung eines 2000 Jahre »verlorenen« Landes wird Interessenspolitik analysiert und die Folgen der Vertreibung auf das Bewußtsein und die Lebensrealität beider »Parteien« betrachtet. Weitere Beiträge handeln von der Situation palästinensischer Menschen in Israel, über das Geschlechterbild in der zionistischen Bewegung, und über die Netanyahu-Ära. Ein soziologischer Beitrag von Ella Habiba Shohat über die Situation von Juden arabischer oder asiatischer Herkunft in Israel zeigt deren Unterdrückung auf. Nichteuropäische Lebensweise wurde und wird als Problem gesehen, welches in Eingliederungsmaßnahmen rasch gelöst werden sollte.

▶ *Bezug: inamo, Postfach 3613, 90018 Nünberg. 10 DM*

ZAG 26

▶ Die vorliegende Nummer enthält neben verschiedenen Artikeln zu antirassistischen Themen ein Interview mit Edward E.Said, und einen Themenschwerpunkt »Migration auf dem Arbeitsmarkt«. Edward E.Said ist ein Hauptvertreter der »postcolonial studies«. In der Auseinandersetzung um Huntingtons »Zusammenprall der Zivilisationen« warnt E.Said vor einem gängigen identitätsstiftenden Zivilisationsbegriff, der nationale, ethnische oder religiöse Zuordnungen als Bezug nimmt. »Wir müssen eine neue Art Begeisterung erzeugen, die einen Identitätswechsel zur Sehnsucht, und nicht zu einer dramatischen Erfahrung macht«, hält Said dem entgegen. Der Schwerpunktteil »MigrantInnen auf dem Arbeitsmarkt« beginnt mit einem Zitat von Lydia Potts: »Die Formen traditionell als weiblich definierter Arbeiten, die Frauen in industrialisierten Gesellschaften teilweise verweigern, werden den Frauen anderer Kontinente und Kulturen zugewiesen.« Mit zwei der gemeinten Arbeitsbereiche beschäftigen sich die ersten Artikel: Haushalt und Prostitution. Bridget Anderson hat in einer Studie die Situation von in fünf Städten Europas arbeitenden Haushaltskräften untersucht, weitere Artikel über Lebensbedingungen von MigrantInnen folgen.

▶ *Bezug: ZAG, Yorckstr. 59-HH, 10965 Berlin. 6 DM*

Demo gegen Frauenabschiebeknast

► Für Samstag, den 13. Juni, ruft das Regionaltreffen der antirassistischen Initiativen und FlüchtlingsunterstützerInnen Nordrhein-Westfalens zu einer bundesweiten Demonstration gegen den Frauenabschiebeknast in Neuss auf. Zur Vorbereitung auf die Demo sollen in einer Broschüre der Abschiebeknast in Neuss, die Situation der Migrantinnen in der BRD, die Verknüpfung von Sexismus und Rassismus sowie Unterstützungs- und Beratungsprojekte thematisiert werden. Die Broschüre gibt's beim *Infoladen Anschlag, Stichwort Neuss, Heeperstr. 132, 33607 Bielefeld* gegen DM 6,50 in Briefmarken, bei Sammelbestellungen auch gegen Rechnung. Kontaktadresse für die Demo: *Initiative gegen Ausgrenzung, c/o IBZ, Teutoburgerstr. 106, 33607 Bielefeld.*

Gegenwartskunst aus Korea

► Noch bis zum 14. Juni läuft im Berliner Haus der Kulturen eine umfangreiche Ausstellung mit dem Titel *Im Jahr des Tigers: Gegenwartskunst aus Korea*. Sie reflektiert die Vielfalt der künstlerischen Positionen Koreas, die an der Schnittstelle zwischen Tradition und Gegenwart, kulturellem Erbe und den explodierenden Möglichkeiten der Neuen Technologien, zwischen Konfuzianismus, Kitsch und westlicher postmoderner Philosophie stehen. Angegliedert sind die Ausstellungen »Fashion Art aus Korea« und »Zeitgenössische Kalligraphie (Korea, China, Japan)«. Info: *Haus der Kulturen der Welt, John-Foster-Dulles-Allee 10, 10557 Berlin, Tel. 030/ 397870, Internet: www.hkw.de*

Klimaproblematik und Entwicklungspolitik

► Die Norddeutsche *Klima-Bündnis-Koordination* bietet zwei Ausstellungen zur Klimaproblematik und Entwicklungspolitik im DIN-A-0-Format an. »Mitglied im Klima-Bündnis – was tun« umfaßt 11 Tafeln und thematisiert den anthropogenen Treibhauseffekt sowie die Vernichtung tropischer Wälder und der Ozonschicht. Die Reihe »Das Klima-Bündnis leben« mit 9 Tafeln hat den Schwerpunkt Entwicklungspolitik und behandelt u.a. zentrale Probleme der Länder des Südens wie Nahrungsmittelimporte und Großprojekte. Eine 32-seitige Arbeitsmappe liefert Hintergrundinformationen und Handlungsanregungen. Der Welthandel und der Partnerschaftsgedanke des Klimabündnisses stehen dabei im Vordergrund. Bezug über: *Norddeutsche Klima-Bündnis-Koordination, Katzenstr. 2, D-21335 Lüneburg, Tel. 04131/ 402908, Fax 47512*

Modernes Antiquariat »Eine Welt«

► Die Magdeburger Infostelle »Eine Welt« hat ein modernes Antiquariat eingerichtet. Neben Belletristik aus den Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas werden zahlreiche Sachbücher aus dem entwicklungspolitischen Bereich angeboten, die auf Wunsch auch per Post verschickt werden. Einen Katalog gibt's gegen Briefmarken im Wert von DM 2,20 bei: *Infostelle Eine Welt, Postfach 80, 39028 Magdeburg, Tel. 0391/ 2511019*

iz3w - Übersetzungsdienst

► Das **iz3w** bietet ab sofort einen professionellen Fachübersetzungsdienst an. Wir übersetzen schnell und preiswert Artikel, Briefe, Bücher und ähnliches, vorzugsweise aus den Themenbereichen Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur. Arbeitssprachen sind Englisch, Französisch, Türkisch und Spanisch. Anfragen an: *iz3w, Christian Neven-du Mont, Postfach 5328, 79020 Freiburg, Tel. 0761/ 74003, Fax 709866,*
e-mail: iz3w@link-s.cl.sub.de

Brigaden nach Kuba

► Die Freundschaftsgesellschaft Berlin-Kuba e.V. organisiert Arbeitsbrigaden nach Kuba. Neben Besichtigungen und Gesprächen stehen drei Wochen Arbeit im Bereich Heilpflanzen auf dem Programm. Abflugtermine sind der 13.9. oder der 4.10.98, die Kosten für Flug, Unterkunft und Verpflegung betragen ca. 2140.- DM. Info: *FG Berlin-Kuba, Grimmstr. 6, 10967 Berlin, Tel. 030/ 6912025 (Di. von 19-21 Uhr).*

Fair Pay – Fair Play

► Unter diesem Motto bietet die gepa fair gehandelte Fußbälle an – passend zur Fußball-WM und zum diesmaligen iz3w-Schwerpunkt »Sport«. Die gepa bezieht die Bälle aus der pakistanischen Stadt Sialkot, aus der rund 80 Prozent der Weltproduktion an Fußbällen kommt. Während die Bälle üblicherweise mit Hilfe von ca. 7000 in der Lederindustrie beschäftigten Kindern produziert werden, greift die gepa auf die Angebote kleinerer Nähwerkstätten unter Ausschluß von Zwischenhandel und Kinderarbeit zurück. Über den Mehrpreis von 1 bis 2 Dollar pro Ball werden z.B. Berufsbildungsprogramme für ehemalige Kinderarbeiter unterstützt.

Volker Finke, Trainer des SC Freiburg, unterstützt die gepa-Aktion: »Fair gehandelte Fußbälle können ein Zeichen setzen, denn Fairneß ist auch auf dem Fußballplatz gefragt«. Nachhaltig beeinduckt haben dürften Finke – dessen Verein sich bislang vergeblich um den Wiederaufstieg in die 1. Liga bemüht – die Modellbezeichnungen der gepa. »Premier« und »Champion« heißen die beiden Profi-Modelle, für die »sehr gute Spieleigenschaften« versprochen werden. Davon hätte auch der SC gern ein bißchen mehr... Info: *gepa mbH, Gewerbepark Wagner, Bruch 4, 42279 Wuppertal, Tel. 0202/26683-0, Fax -10.*

Im Mai gegen das MAI

► Die vom 18. bis zum 20. Mai in Genf tagende Ministerkonferenz der Welthandelsorganisation WTO ist Anlaß für eine ganze Reihe von Organisationen, die Proteste gegen das geplante Multilaterale Abkommen für Investitionen (MAI, vgl. *iz3w 228*) zu intensivieren. Bereits im April startete die Fahrradkarawane »Geld oder Leben«, die von verschiedenen Chiapas-Soligruppen initiiert wurde und die von Wiwa Wendland koordiniert wird. Am 16. Mai wird die Karawane in Genf eintreffen. Dort werden sich die AktivistInnen ab dem 18.5. den vielfältigen Protesten gegen das WTO-Treffen anschließen, zu denen u.a. vom weltweiten Bündnis Peoples Global Action against »Free Trade« and WTO (PGA) aufgerufen wird. Geplant ist neben Blockade- und Behinderungsaktionen auch die Besetzung eines Hauses, das dem PGA als Koordinierungsbüro dienen soll. Unter dem Slogan »The WTO kills people – kill the WTO« werden am 18. Mai auch in Indien Demonstrationen gegen Vertreibung, Ausbeutung und ökologische Zerstörung stattfinden, zu denen über eine halbe Million Menschen erwartet werden.

Mit klassischer Öffentlichkeitsarbeit will GERMANWATCH das MAI stoppen. Eine Redaktionsgruppe aus Mitarbeitern von GERMANWATCH, WEED und anderen Gruppen verfaßte einen offenen Brief an Bundesregierung, -tag und -rat, in dem diese aufgefordert werden, das MAI nicht zu ratifizieren. Stattdessen soll eine breite öffentliche Diskussion über das MAI und seine schädlichen entwicklungspolitischen Auswirkungen geführt werden. Die Initiatoren hoffen, daß sich zahlreiche weitere Gruppen dieser und den folgenden Aktionen anschließen.

Gleiches gilt für den Aufruf der internationalistischen Gruppe Penumbra und anderer Initiativen aus dem Frankfurter Raum, der eine Unterbrechung der WTO-Aktivitäten und mehr Transparenz bei deren Verhandlungen fordert. Kontakte:
Wiwa Wendland, c/o Abraxas, Marschtorstr. 56, D-29451 Dannenberg, Tel/ Fax 05862/ 2527, e-mail: wiwawend@mail.nadir.org
GERMANWATCH, Budapester Str. 11, D-53111 Bonn, Tel. 0228/ 60492-0, Fax -19, e-mail: germanwatch,bn@bonn.comlink.apc.org, Internet: www.germanwatch.org
Penumbra, c/o Dritte-Welt-Haus, Westerbachstr. 47/3, D-60498 Frankfurt/M.
Infos im Internet: www.agp.org

► Die Werkstatt 3 in Hamburg veranstaltet vom 13. Mai bis zum 9. Juni eine Reihe zum Thema **Entwicklungspolitische Leitbilder im gesellschaftlichen Wandel**. In fünf Einzelvorträgen und Diskussionsrunden sollen die Geschichte und der aktuelle Stand des entwicklungspolitischen Diskurses vorgestellt und kritisch hinterfragt werden. Die Vortragenden kommen aus ganz unterschiedlichen entwicklungspolitischen Denkschulen – vom Institut für Wirtschaftsforschung (HWWA) über das *iz3w* bis hin zu Brot für die Welt – was eine kontroverse Debatte verspricht. Info: *Werkstatt 3, Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg, Tel. 040/ 392191, Fax 3909866.*

► Die MAI-AG Berlin führt vom 15. Mai bis zum 8. Juni eine Veranstaltungsreihe durch, die unter dem Titel **Schöne neue Weltordnung** die Welthandelsorganisation WTO, Organisationsstrategien der transnationalen Konzernwirtschaft, Global-Governance-Konzepte und ähnliches kritisch analysieren will. Info: *MAI-AG, Tel. 030/ 40408536*

► In Osnabrück findet vom 29. bis zum 31. Mai der **European Peace Congress** statt. In zahlreichen Einzelveranstaltungen und Arbeitsgruppen sollen mit einem Publikum aus ganz Europa und prominenten RednerInnen aktuelle Militarisierungstendenzen und pazifistische Handlungsperspektiven diskutiert werden. Info: *European Peace Congress '98, Postfach 4124, 49031 Osnabrück, Tel. 0541/ 2606-50, Fax -80,*
e-mail: PeaceCongress1998@t-online.de,
Internet: www.dfg-vk.de/peacecongress1998

► Vom 29.5. bis zum 1.6. steigt in Würzburg auf den Mainwiesen das **10. Africa Festival**. Das attraktive Musikprogramm versammelt so ziemlich alle lebenden Größen der Afro Music, etwa Miriam Makeba, Khaled, Femi Kuti, Lucky Dube, Manu Dibango und Youssou N'Dour. Weiterhin sind eine Fotoausstellung, eine Straßenparade und Workshops geplant; der internationalen DJ-Culture ist ein eigener Veranstaltungsbereich gewidmet. Info und Karten: *Afro Project, Kaiserstr. 16, 97070 Würzburg, Tel. 0931/ 150-60, Fax -80, Internet: www.afro.wuerzburg.de*

► **»Was will Afrika von Bonn?«** lautet die zentrale Frage der Jahrestagung der Initiative pro-Afrika e.V., die paralell zum 10. Africa Festival (s.o.) in Würzburg abgehalten wird. Ausschließlich afrikanische ReferentInnen widmen sich soziokulturellen Themen wie z.B. afrikanische Diaspora und multikulturelles Leben in Deutschland oder politischen Fragen wie »Wirtschaftswachstum – eine Chance für Afrika?« Info: *Initiative Pro-Afrika e.V., Köngswinterer Str. 116, 53227 Bonn, Tel. 0228/ 479444, Fax 479393,*
e-mail: initiative-pro-afrika@t-online.de

► »Schöne neue Welt – die **Zukunft der SADC** in den Zeiten nach Lomé« heißt ein Seminar, das die Koordination Südliches Afrika vom 5. bis zum 7. Juni in Bielefeld anbietet. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie sich ein zukünftiges neues Lomé-Abkommen auf die Beziehungen des südlichen Afrikas mit der EU auswirken wird. Info: *KOSA, c/o Dritte Welt Haus Bielefeld, August-Bebel-Str. 62, 33602 Bielefeld, Tel. 0521/ 62802, Fax 63789, e-mail: welthaus@aol.com*

► Der BUKO veranstaltet zusammen mit der Heinrich-Böll-Stiftung vom 12. bis zum 14. Juni in Bonn ein Seminar zur **Zukunft der Arbeit** – Widerstand und Solidarität im Neoliberalismus. VertreterInnen von Gewerkschaften, Frauen- und MigrantInnengruppen wollen diskutieren, ob Forderungen wie »Lohnarbeit für alle« nicht auf eine Fetischisierung des Arbeitsbegriffes hinauslaufen und welche Ansatzpunkte für eine neue Solidarität im Sozialen sinnvoll sind. Info: *BUKO-Geschäftsstelle, Nernstweg 32, 22765 Hamburg, Tel. 040/ 393156, Fax 3907520, e-mail: buko@cl-hh.cl.sub.de*

► Das AKE Bildungswerk organisiert mit dem Jugendhof Vlotho vom 22. bis zum 26. Juni ein Seminar mit dem Thema **Eine andere Welt oder keine** – Einführung in die Probleme der »Entwicklungsländer« und der Entwicklungspolitik (in NRW als Weiterbildungsurlaub anerkannt). Info: AKE, Burgstr. 1, 32602 Vlotho, Tel. 05733/ 95737, Fax 18154, e-mail: AKEBW@aol.com

► Vom 26. bis zum 28.Juni veranstaltet das Europäische Netzwerk gegen Nationalismus, Rassismus, Faschismus und zur Unterstützung von Flüchtlingen UNITED for Intercultural Action in Wien eine internationale Konferenz zum Thema »**Anti-Racist Telephone Hotlines** in Europe: Experiences, Working Methods, Co-operation.« Konferenzsprache ist Englisch. Info: UNITED for Intercultural Action, Postbus 413, NL-1000 AK Amsterdam, Tel. 0031/ 20 683-4778, Fax -4582

► Die Arbeit des **iz3w** wird vom Kirchlichen Entwicklungsdienst der Evangelischen Kirche in Deutschland durch den ABP gefördert.

Vorschau: **iz3w Nr. 230**
Schwerpunkt: »Gewerkschaften«

► Der Globalisierung »von oben« einen weltweiten Widerstand »von unten« entgegensetzen – diese Hoffnung richten viele auf die transnationale Kooperation der Gewerkschaften. Unser Themenblock soll neben einer Bestandsaufnahme der internationalen Zusammenschlüsse und Aktivitäten der Gewerkschaften auch kritische Analysen bieten: Inwieweit ist Gewerkschaftspolitik geprägt von Besitzstandswahrung und Festhalten am Begriff der Lohnarbeit? Wie ist es um das Verhältnis von internationaler Solidarität und Rassismus bestellt? Welche Organisationsformen der Arbeitenden gibt es jenseits der Gewerkschaften?

Impressum

Herausgeberin:
► Aktion Dritte Welt e.V. – informationszentrum 3. welt, Postfach 5328, Kronenstr. 16a (Hinterhaus), D-79020 Freiburg i. Br. Telefon: 0761/74003, Fax: 0761/709866, E-Mail: iz3w@link-s.cl.sub.de
Bürozeiten: Montag bis Freitag 10 bis 16 Uhr.
Online: http://www.rolf.de/iz3w

Redaktion:
► Dominik Bloedner, Monika Bierwirth, Thomas Cernay, Iris Erbach, Jörg Fichtner, Felix Göpel, Stephan Günther, Monika Hoffmann, Martin Janz, Georg Lutz, Bernhard Merk, Jochen Müller, Christian Neven-du Mont, Christine Parsdorfer, Winfried Rust, Birgit Schößwender, Christian Stock, Jörg Späte r, Sigrid Weber, Anne Françoise Weber, Eva Zányi.

Vertrieb für den Buchhandel:
► Prolit Verlagsauslieferung GmbH, Siemensstr. 16, Postfach 9, 35463 Fernwald (Annerod), Tel.: 0641/94393-0

Satz und Gestaltung:
► Büro MAGENTA. Freiburg.

Herstellung:
► Druckerei schwarz auf weiß. Freiburg.

Jahresabonnement (8 Ausgaben):
► Inland: DM 60,– (für SchülerInnen, StudentInnen, Wehr- und Zivildienstleistende DM 50,–), Förderabonnement: ab DM 100,–
► Ausland: Europa plus DM 10,– und Übersee plus DM 30,– Porto / Jahr
► Kündigungen bis zum Erhalt des letzten Heftes. Sonst automatische Verlängerung.

Konten (Aktion Dritte Welt e.V):
► Postscheckkonto Karlsruhe
Konto-Nr. 148 239 - 755, BLZ 660 100 75
► Postscheckkonto Basel
Konto-Nr. 40-35 899-4
► Hypo-Bank Bregenz
Konto-Nr. 10 157 108 110

Eigentumsvorbehalt:
► Nach diesem Eigentumsvorbehalt ist die Zeitschrift so lange Eigentum des Absenders, bis sie der/dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. Zur-Habe-Nahme ist keine persönliche Aushändigung im Sinne des Vorbehalts. Wird die Zeitschrift dem Gefangenen nicht persönlich ausgehändigt, so ist sie dem Absender mit dem Grund der Nichtaushändigung zurückzusenden.

Spenden:
► Steuerlich abzugsfähige Spenden bitte auf das Konto 124 96 06 bei der Volksbank Freiburg (BLZ 680 900 00), Kontoinhaberin Stadtkasse Freiburg, Verwendungszweck: Durchlaufspende zugunsten der Aktion Dritte Welt e.V. Diese Spenden beinhalten kein Abo!

Anzeigenschluß für Ausgabe Nr. 230:
► (Druckfertige Vorlagen) 25.5.1998

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

E 3477

▸ iz3w
Postfach 5328
D-79020 Freiburg
ISSN 0933-7733